Die Söhne

des

Grafen von Bonneval.

Die Söhne des Grafen von Bonneval.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

Erster Theil.

Berlin, 1861.
Verlag von Otto Janke.

Im Jahre 1712 lebten in ganz Nieder-Oesterreich nur acht Einsiedler, ohne daß unter ihnen irgend eine Verbindung bestand.

Die Klause am Kahlenberg, die Klausen bei Mödling, die Einsiedelei bei Ober-St.-Veit u. s. w. zeigen noch heute die Plätze an, wo damals die Waldbrüder ihre einsamen Wohnungen, ihre Klausen besaßen.

In dem genannten Jahre brach bekanntlich die große Pest aus, welche Gefahr die Eremiten veranlaßte, sich zu einer Art Bündniß zu vereinigen, in Krankheitsfällen sich beizustehen und nach dem Tode füreinander zu beten.

Der damalige Wiener Bischof Siegmund Graf von Kolonitsch — bekanntlich wurde die Wiener Kathedralkirche erst im Jahre 1723 zur Metropolitan-

kirche erhoben, und Graf Kolonitsch wurde somit erst in diesem Jahre der erste Erzbischof in Wien*) — übertrug den Franziskanern die Oberaufsicht über die Eremiten, und der Provinzial Alois Stöger war ihr erster Direktor in Nieder-Oesterreich.

Zu Rauchenwarth wurde unter Stöger's Vorsitz das erste Ordenskapitel der Eremiten abgehalten, und Gregor Radnitschak, Eremit zu Klein-Mariazell, unter der Bezeichnung „der Altvater" zum Ordens-Oberhaupte gewählt.

Er starb im Jahre 1729.

Da der Orden bald an Ausdehnung gewann, versammelte sich das Kapitel regelmäßig in jedem dritten Jahre, und zwar unter Anderem Anno 1740 zu Penzing, wo der Beschluß gefaßt wurde, die

---

*) Unter ihm wurde das 40stündige Gebet in Wien eingeführt, ferner das Glockengeläute, welches an jedem Donnerstage Abends nach dem englischen Gruß an die Todesangst und alle Freitage Vormittags um 10 Uhr an das Hinscheiden des Erlösers erinnert. — Im Jahre 1728 zum Kardinal erhoben, lebte der erste Wiener Erzbischof bis 1751 und starb im 75. Jahre seines Alters. Sein Grabmal befindet sich in der großen Frauenkapelle zu St. Stephan; das Brustſtück daran ist von Meister Donner verfertigt.

ganze Kongregation der Einsiedler in drei Diözesen: „Wien, Raab und Passau" zu theilen.

Die von dem Erzbischof Migazzi 1767 eingeführte Reform — er schrieb ihnen als Satzungen die Regeln des ersten Einsiedlers, des heiligen Antonius, vor — schützte die Kongregation nicht vor der Auflösung, welche im Jahre 1782, für alle kaiserliche Staaten geltend, von Kaiser Josef II. anbefohlen wurde.

Zu dieser Zeit bestanden in der Diözese Wien allein an 30 Klausuren, so z. B. zu Ottakring, im k. k. Spitale, im spanischen und Johannisspital, zu Weikersdorf, Gainfahrn, Gutenbrunn, Mödling, Baden u. s. w.

So viel vom Orden der Eremiten — wir haben es indessen mit keinem seiner Mitglieder zu thun.

Im Frühlinge des Jahres 1736 — also ungefähr ein Jahr vor dem Beginne dieser Erzählung — tauchte in der Nähe des Halterthales bei Hütteldorf, kaum zwei Stunden von Wien, ein Klausner auf, der, wie sich's bald ergab, zum Orden der Eremiten nicht gehörte und auch nicht gehören wollte.

Er verkehrte nur mit denen, die ihn aufsuchten und seine Hilfe erbaten; denn Bruder Thomas, so

hieß der neue Klausner, verstand sich auf Pflanzen und Kräuter, heilte Kranke und verschaffte sich durch einige fast wunderbare Kuren ein großes Ansehen.

Erwägt man nun noch, daß der Klausner uneigennützig und gegen Jedermann, mit Ausnahme der Zudringlichen, menschenfreundlich sich zeigte, so wird man leicht begreifen, daß er sich bald die Gunst des Landvolkes erwarb und viel von sich sprechen machte, besonders als man erfuhr, Bruder Thomas habe sich auf geschehene Aufforderung geweigert, in den Orden der Eremiten zu treten.

„Ich habe mich in die Einsamkeit zurückgezogen", äußerte er bei dieser Gelegenheit, „weil das Waldesdunkel meiner jetzigen Gemüthsstimmung zusagt. Mein Gewissen ist frei von Schuld, daher ich kein Bedürfniß nach Buße und Reue fühle, ebensowenig beabsichtige ich ein blos beschauliches Leben zu führen, denn in diesem Falle hätte ich mich hinter den Mauern eines Klosters vergraben; ich fühle weder die Neigung, ein Glied des Eremiten-Ordens zu werden, noch besitze ich die Eigenschaften dazu, und verlange daher nichts, als in Wahrheit ein Einsiedler bleiben zu dürfen."

Da Bruder Thomas sich eines tadellosen Rufes erfreute und überdies auch kein Ordensgewand trug, so ließ man ihn gewähren.

Die Beharrlichkeit, mit welcher er der Zumuthung, ein Ordens-Eremit zu werden, widerstand, sowie der Umstand, daß er von nun an der Einzige war, der außerhalb des Emeriten-Verbandes stehen blieb, verschaffte ihm bald im Munde des Volkes einen sehr bezeichnenden Spitznamen, man nannte ihn zum Unterschiede von den Ordens-Eremiten, den wilden Einsiedler.

Dies zur Titels-Erklärung der nachfolgenden Erzählung.

Erstes Kapitel.

Eine Werbung auf dem Burgplatze.

Die Standarten flattern lustig in der Frühlingsluft, Trommeln und Pauken wirbeln vom Kohlmarkte herab, Kriegsmusik erschallt und hinterher trabt muster-

haft geordnet, in strenger Parade und mit betäubendem Geräusche das Kürassier-Regiment Graf Hohen-Ems.

Doch seht, das Regiment schickt sich an unter Trompetenschall in die kaiserliche Burg zu ziehen, es ist dies eines seiner glänzenden Vorrechte, die es Anno 1619, ein Jahr nach seiner Errichtung, erwarb, für die dem Kaiser Ferdinand dem Zweiten bewiesene Treue.

Damals führte es den Namen Dampierre-Kürassier, wechselte ihn im Laufe eines Jahrhunderts zwölfmal bis es 1730 den Prinzen Eugen von Savoyen zum Inhaber erhielt.

Doch nur sechs Jahre genoß die Reitertruppe die hohe Ehre, diesen unsterblichen Namen zu führen, der edle Ritter, wie das deutsche Volk ihn nennt, schied Anno 1736 aus dem Leben, und Feldmarschall Franz Rudolf Graf Hohen-Ems erhielt das Regiment.

Der Parademarsch durch die Burg ist es jedoch nicht allein, der heute tausende Wiener herbeilockt, es verlautete in der Stadt, das Regiment werde auch von seinen andern Privilegien Gebrauch machen und

das brachte Jung und Alt, Mann und Frau auf die Sohlen, und deshalb das Gewoge und Gedränge gegen die kaiserliche Residenz zu.

Und worin bestanden die anderen Vorrechte dieses Regiments?

Auf dem Burgplatze stellte sich die Truppe in Parade auf.

Nach dem vorgeschriebenen Salutiren stieg der Kommandant vom Pferde und begab sich in voller Rüstung unangemeldet zu Seiner Majestät dem Kaiser Karl dem Sechsten.

Während dem rührte man unten ohne Unterlaß die Trommeln, und die Regiments-Banner wurden feierlich in eine Wohnung getragen, welche man dem Kommandanten in der kaiserlichen Burg eingeräumt hatte.

Vor dieser Wohnung bezog das Regiment die Wache.

Mittlerweile kehrte der Oberst von der Aufwartung bei Sr. Majestät zurück und befahl, mitten auf dem Burgplatze den Werbetisch aufzuschlagen, worauf die Truppe sich in Marsch setzte, um ihre Quartiere zu beziehen.

Kaum hatte die Reiterschaar den Burgplatz geräumt, als auch schon der Werbetisch auf freiem Platze dastand, bedeckt mit schneeweißem Linnen, geziert mit einem mächtigen Strauß künstlicher Blumen und besetzt mit weingefüllten Kannen und Bechern.

Drei Kürassiere als Musici ließen gleichzeitig Dudelsack, Hackbrett und Maultrommel ertönen, ein wunderlicher Zusammenklang, der freilich eine mittelst Werbung zusammengewürfelte, durch die Disciplin verbundene Truppe ausnehmend charakterisirte.

Und als Tänzer bei dieser Musik oder vielmehr als Jurbrüder und Lockvögel am Werbenetz sah man einige junge, hübsche, flotte Kürassiere, welche mit den Fingern schnalzten, mit den Händen klatschten, die Stiefelabsätze aneinander schlugen, daß die Sporen klirrten, dazu — Alles natürlich ex officio — sangen, juchzten und volle Becher schwangen.

Und hinter dem Werbetische stand eine alte Kriegsgurgel von Wachtmeister mit einem zottigen, eisgrauen Schnauzbart, schüttelte einen mit Silbermünzen beschwerten Geldsack und perorirte dazu mit ausgewaschener Kehle, wie folgt:

„Herbei, herbei, wer seine Fortüne machen will!

Nur im Militair kann ein gemeiner Mann zu Würden und Dignitäten gelangen, wie dann absonderlich bei der kaiserlichen Armee annoch lebende Exempel zeigen, daß sehr viele Soldaten in den Adelstand erhoben, Generalspersonen geworden, Regimenter bekommen und ihre Familien in die Höhe gebracht haben. Herbei, herbei, wer General werden will oder zum Mindesten Korporal! Wir zahlen promptes Handgeld, bei uns gibt es täglich zweimal Fleisch und warmes Essen, schmucke Montur, prächtige Pferde, fünfzehn bis sechszehn Faust hoch — ah bravo, da kommt schon Einer — wie nennst Du Dich, süßes Schäflein?"

„Horack", antwortete ein athletischer Bursche, welcher sich durch die gaffende Menge herandrängte.

„Alt?"

„Zwanzig Jahre."

„Landsmann?"

„Mährer."

„Profession?"

„Schuhknecht."

„Du bist ein tüchtiger Bengel, mein frommes

Schäflein. Gebt ihm den Pallasch und die Patrontasche um, und reicht ihm den Brudertrunk."

Während der Wachtmeister dem Burschen das Handgeld aufzählte, umgürtete ihm ein Küraßier den Säbel, ein Zweiter schmückte ihn mit der Patrontasche und ein Dritter reichte ihm den vollen Becher, die Musici spielten auf, die Uebrigen umtanzten die Gruppe, juchzten und schwangen die Hüte. Die Becher schlugen aneinander, man trank.

„Jetzt bist Du Küraßier", sprach der Wachtmeister zu dem Neuangeworbenen, „begieb Dich zu dem Herrn Offizier auf die Wachtstube und warte das Uebrige in Geduld ab. Verhalte Dich ruhig, bleib' auch fürder ein folgsam' Schäflein, sonst — das Folgende raunte er dem Rekruten leise zu — sonst soll Dir ein ganzes Wespen-Regiment in Deine vermaledeiten Gedärme hineinfahren, Du großgemästeter hanakischer Pechvogel!"

Der neugebackene Kriegsjünger riß bei dieser unerwarteten Gefühlswendung die Augen weitmächtig auf, doch schon trugen ihn zwei der Reiter wie im Triumphe unter allgemeinem Gelächter in die Wachtstube und die alte Kriegsgurgel am Werbe-

tische ließ sich, gegen das Volk gewendet, wieder vernehmen:

„Herbei, herbei zu Hohen-Ems-Kürassier! Schönes Regiment, braves Regiment, wir besitzen zwar das Privilegium, drei Tage lang in diesem kaiserlichen Hofe frei zu werben, allein nur diejenigen, welche schon am ersten Tage eintreten, bleiben rekommandirt. Bei uns giebt's Ambition, Avancement, die Bauernart fleugt heraus, Soldatenart hängt sich an. Ah, da kommt schon wieder ein Hühnlein, ein wenig mager, doch bei uns wird es schon fett werden."

Nach dem Examen des zweiten Kriegslustigen folgte die Anwerbung, dann der Befehl, sich in die Wachtstube zu begeben, hernach murmelte der Werbe-Unteroffizier leise zu einem der Kürassiere: „Nagler, sieh' zu, daß der fleischfressende Regenwurm nicht durchbrennt, der Kerl sieht dem linken Schächer so ähnlich, wie ein Strolch dem andern, und ich wette, ehe acht Tage vergehen, spazirt der weißlebrige Hundssohn durch die Holzgasse. Hol' ihn der Teufel!"

Und zu dem Volke gewendet, fuhr er weiter fort:

„Das Land ist in Gefahr, die Türkenglocke hat geläutet, wer jung und stark ist und Reputation im

Leibe hat, kann jetzt nicht daheim hinterm Ofen hocken bleiben, wie ein wurmstichiger Spitalbruder. Warum bleibst Du dort stehen und kommst nicht zu uns, Du Jüngling mit dem ochsenblutigen Vortuch, Du schwammsüchtiger, ungeräucherter Schinkenmarketender, Du gäbest einen markirten Kürassier ab und mein Mund wässert nach Dir wie der Weinschlauch und Naßkittel nach dem Geldtag. Herbei, herbei!"

In diesem Tone ging es fort, bald zärtlich wie ein nach Beute schmachtender Fuchs, bald wieder polternd oder gar schimpfirend, was aber trotzdem viele junge Bursche nicht abhielt, den Werbern in die Arme zu laufen, zumeist um als Soldaten die treulose Dame Fortuna aufzusuchen, die, wie andere sterbliche Frauen, gar oft am zweifarbigen Tuche Geschmack findet.

Die Werbung auf dem Burgplatze hatte bereits mehrere Stunden lang mit entschiedenem Glücke und unter fortwährendem Wechsel neugieriger Zuschauer gedauert, als ein großer, hagerer Mann in den Kreis trat, der Aller Augen um so mehr auf sich zog, da er bereits an Jahren vorgeschritten war und Jedermann sich wunderte, einen Mann seines Alters —

dem Anscheine nach stand er in der Mitte der dreißig — an den Werbetisch treten zu sehen.

Bei seinem Anblicke zuckte ein junger, schmucker Jägersmann im Zuschauerkreise zusammen.

„Teufel", murmelte er, „wer ist denn das?"

„Was fehlt Dir, Bruder?" fragte ihm zur Seite eine fast noch knabenhafte Stimme, die einem blondlockigen Jünglinge von kaum vierzehn Jahren angehörte.

Der Gefragte bückte sich ein wenig zu seinem Bruder hernieder und flüsterte ihm zu: „Albin, betrachte doch genauer den Mann, der sich anwerben läßt."

Der Jüngling that, was sein älterer Bruder wünschte, und rief dann ebenfalls erstaunt: „Oh, oh, Bruder Marquard, wer sollte es glauben?"

„Findest Du die Aehnlichkeit nicht ebenfalls merkwürdig?"

„Wahrhaftig, der Rekrut wie er leibt und lebt ist, freilich ohne Bart und Lockenhaar, der — wilde Einsiedler!" —

In Folge dieser etwas vorlauten Behauptung zog Marquard den Jüngling aus dem Kreise der Zu-

schauer — der Wachtmeister beendete zugleich die Ceremonie und der Neuangeworbene trat in die Wachtstube.

Die beiden Brüder verließen den Burgplatz und schritten durch die damaligen Festungswerke gegen das Glacis zu.

„Nun, Bruder Marquard, Du sprichst kein Wörtlein?“ eröffnete Albin die Unterhaltung.

„Die Aehnlichkeit hat mich verblüfft“, lautete die Antwort.

„Ich bleibe bei meiner Behauptung!“ sprach der Jüngling mit entschiedener Festigkeit.

„Du bist ein Kind.“

„Bruder Marquard, ich gehorche Dir, als ob ich noch ein Kind wäre, mit vierzehn Lebensjahren ist man jedoch keines mehr. Ich bitte Dich, nicht zu vergessen, daß Du nur ein halbes Dutzend mehr zählst wie ich!“

Auf diese, mit dem Tone der Kränkung gesprochenen Worte erwiderte der Aeltere lächelnd: „Ich werde auch dieses halbe Dutzend nie vergessen! Doch, um wieder auf den sonderbaren Rekruten zu kommen...“

„Auf den Klausner, willst Du sagen.“

„Du gibst Deine Behauptung nicht auf?“

„Soll ich meine gesunden Augen Lügen strafen?“

Als Marquard seinen Zweifeln abermals Raum gab, erwiderte der junge Mensch kurz, entschlossen und mit, an ihm fast komischer Energie: „Wir werden zu diesem Beile sogleich einen Stiel finden!“

„Du denkst vermuthlich zurück in die Burg zu eilen und den Rekruten zu fragen, ob er der Bruder Thomas sei?“

„Spotte nur, ich denke einen Umweg nicht zu scheuen“ —

„Oh, oh, Du wirst doch nicht in's Halterthal wollen?“

„Wir scheuen die Mühe nicht, und überzeugen uns, ob der wilde Einsiedler in seiner Klause ist?“

„Welch' ein Einfall!“

„Willigst Du nicht ein“, rief Albin entschlossen, „so gehe ich ohne Dich.“

Diese Drohung im Munde des Kleinen wirkte schier noch komischer, wie seine energische Entschlossenheit.

Indessen mußte ihm Aehnliches wohl zuzutrauen sein, denn der Andere erwiderte: „Im Stande wärest

Du es wohl. Wenn ich in Deine Laune willige, kommen wir vor Mitternacht nicht heim."

„Vielleicht gar erst am Morgen, wer kann es bestimmen?"

Und der schmächtige Jüngling mit dem klugen Antlitze und den blauen, Muth sprühenden Augen beschleunigte, ohne erst die Zustimmung des Bruders abzuwarten, seine Schritte.

Der bedächtigere Marquard folgte dem Eigensinne Albin's, zum Theil, weil er die Ausführung seiner Drohung befürchtete, zum Theil aber von der eigenen Neugierde bewogen.

Damit der ortskundige Leser die Größe des Umweges, welchem die Brüder sich damit unterzogen, zu ermessen vermöge, sei hier erwähnt, daß sie in Hintersdorf vor St. Andrä daheim waren.

Statt also über Dornbach zu gehen, mußten sie ihren Weg gegen Hütteldorf durch's Halterthal nehmen, um von Ober-Weidlingbach nach Hintersdorf zu gelangen.

Abgesehen von der mühevolleren Wanderung betrug der Umweg ein paar Stunden.

Zweites Kapitel.

Ein Ereigniß im Halterthale.

Das Thal, in dessen Nähe die Klause des Waldbruders Thomas stand, beginnt außerhalb Hütteldorf rechts von der Hauptstraße und wird vom Halterbache durchrieselt.

Die rechte Thalwand bildet der Satz-, die linke der Wolfsberg, im Hintergrunde erhebt sich der Hochbruckenberg, welcher das Thal schließt.

Was heute Wiesengrund ist, war damals dichter Forst, durch welchen ein holpriger Weg führte.

Einige hundert Schritte von diesem entfernt lag die Klause des wilden Einsiedlers.

Im Schatten einer altersschweren Baumgruppe gelagert, lehnte sie ihre Rückwand an den gleichfalls dichtbewaldeten Bergrücken.

Die Wände, von jungen Zweigen geflochten, waren innen und außen mit Thon überworfen und mit einer dicken Schichte Binsenrohres eingedeckt.

Den inneren Raum dieser dürftigen Behausung sonderte eine Wand in zwei ungleiche Theile.

Der größere enthielt vor einem einfachen Kreuze von Holz einen rohgezimmerten Betschemel und die Feuerstelle, die kleinere dagegen blos die Lagerstätte des Waldbruders.

Jeder dieser Räume bekam sein Licht von einem kleinen viereckigen Glasfensterchen, von Außen die einzigen Merkmale einer menschlichen Wohnung.

Als die Brüder in der Gegend anlangten, ging der Nachmittag bereits zur Rüste.

„Bist Du noch nicht müde, Albin?"

„Spare Deine Frage bis wir daheim anlangen und ich werde sie mit „Nein" beantworten."

„Die Neugierde läßt Dich der Mühen vergessen."

„Als ob er es minder wäre!" rief der kleine Mensch mit einem schelmischen Seitenblicke auf den älteren Bruder.

Marquard lachte, drückte dem Bruder einen Kuß auf die Stirn und sagte hierauf: „Laß uns ernst sein, Albin, wir sind dem Klausner Dank schuldig, deshalb interessiren wir uns für ihn.

Bruder Thomas hat Dich von einer schweren Krankheit geheilt und das werde ich ihm nie vergessen. Ließ er sich nun wirklich in der Stadt zu

den Kürassieren anwerben, so werde ich seinen Schritt bedauern, weil er uns Deinen Lebensretter entführt; finden wir ihn aber daheim, dann werd' ich zu ihm sprechen: Bruder Thomas, ein Mann, der Euch gleicht wie ein Ei dem andern, ist in der Wiener Burg bei den Reitern eingetreten; wenn Ihr keinen Zwillingsbruder besitzt, so lohnt es sich für Euch schon der Mühe, wegen unliebsamer Verwechselung Euren Doppelgänger zu sehen u. s. w. Kurz, ich werde mit ihm recht fein und mannhaft sprechen."

Der Leser denke sich diese Aeußerung in dem Mund eines ernsten, besonnenen Mannes, und er hat die Art und Weise, wie der junge Mensch sie sprach.

Die Brüder näherten sich mittlerweile der Klause; da sie die Thür geschlossen fanden, so klopfte Marquard an dieselbe.

Niemand meldete sich.

Abermaliges Klopfen — die Wirkung blieb die nämliche.

Die Brüder sahen sich mit fast traurigen Blicken an und Albin lispelte: „Er war es also doch, den wir am Werbetisch sahen."

Nun schlich Marquard zum ersten Fenster und lugte durch die trübe Scheibe.

„Was siehst Du?“ fragte leise der kleine Blondkopf.

Marquard machte mit dem Kopfe eine verneinende Bewegung.

Hierauf sagte Albin traurig: „Nun leidet es keinen Zweifel mehr, er ist Kürassier geworden.“

Der Andere, dem der Glaube an den sonderbaren Standeswechsel des Waldbruders noch immer widerstrebte, schlich nun zum zweiten Fenster, welches die Einsicht in das Schlafbehältniß der Klause erlaubte.

Kaum ließ er seinen Blick durch dasselbe fallen, als Albin an ihm eine lebhafte Bewegung wahrnahm.

„Was siehst Du?“ fragte er gespannt den Bruder.

Statt der Antwort hob ihn Marquard zur Höhe des Fensters empor und der Kleine sah nun die Gestalt des Klausners auf einem Lager von dürrem Laub, das Antlitz gegen die Wand gekehrt und mit dem langen schwarzen Lockenhaar bedeckt.

„Er schläft!“ lispelte der Jüngling.

Die Brüder zogen sich geräuschlos aus der Nähe der Klause.

„Ich denke“, begann Marquard nach einer stummen

Pause, „wir können nun beruhigt den Heimweg fortsetzen, Bruder Thomas ruht da auf seinem dürftigen Lager und denkt nicht daran, sich bei den Reitern anwerben zu lassen."

Albin war dieser Ansicht nicht; denn er antwortete: „Ich gehe nicht fort, bevor ich nicht mit dem Klausner gesprochen."

„Du wirst ihn doch nicht aus dem Schlafe stören wollen?"

„Das fällt mir nicht ein", versetzte der Jüngling, „denn ich weiß es recht wohl, daß er sich dies streng verbat und daß kein Mensch in der ganzen Gegend es wagen würde, die Klause zu betreten, solange Bruder Thomas schläft, deshalb will ich hier warten, bis er aufwacht."

„Und wenn er die Nacht hindurch fortschläft?"

„Dann werden wir ihm zum Morgengruß mittheilen, was wir in der Stadt gesehen."

Der ältere Bruder versuchte Einwendungen, die jedoch an dem starren Willen des Jüngeren scheiterten. Während dieser Scene hatten sich Beide eine ziemlich weite Strecke von der Klause entfernt, als plötzlich ein durch den Wald schallendes Geräusch

ihrem Gespräche ein Ende und sie aufhorchen machte.

In ihren Gedanken übereinstimmend, traten die Brüder hinter einen mächtigen Stamm einer alten Buche und wurden von hier aus Zeugen der folgenden Scene:

Aus dem Walde daher kam ein sänftenartig von zwei Pferden getragener langer Korb, wie man sich dessen bedient, wenn man zerbrechliche Gegenstände auf schlechten gebirgigen Straßen mehrere Wegstunden weit zu übersiedeln hat.

Das vordere der Pferde wurde von einem Manne geführt, während ein zweiter daneben ging und sorgfältig umherspähte, als fürchte er gesehen zu werden, oder als suche er eine bestimmte, früher bezeichnete Stelle im Walde.

Der anbrechende Abend wob bereits seinen grauen Schleier, welcher den Lauschern verwehrte, die beiden Personen genauer zu sehen; ihren Gewändern nach schienen sie dem Dienststande eines herrschaftlichen Hauses anzugehören.

Jetzt machte der kleine Zug Halt.

„Sind wir zur Stelle?“

Auf diese, mit düsterer Stimme gestellte Frage des Einen antwortete der Andere, und zwar Jener, welcher das Pferd führte: „Ja gnädiger Herr!"

Die Stille des Waldes und der tiefkräftige Ton des Antwortenden begünstigten die Lauscher.

Albin zupfte seinen Bruder am Arme, als wolle er zu ihm sagen: „Hast Du gehört?" worauf dieser ihm statt einer Antwort die Hand drückte, jedoch mit ganzer Aufmerksamkeit an der Scene hangen blieb.

„Wo befindet sich der Baum?" fragte nun der Mann, welchen der andere „gnädiger Herr" nannte.

Der Gefragte wies mit dem Zeigefinger auf eine alte Buche, die sich von ihren übrigen Schwestern darin unterschied, daß sie einen ungewöhnlich hohen Stamm besaß, von welchem drei mächtige Aeste ausgingen, deren Gezweige sich wie ein auf der Spitze stehender Kegel in die Luft streckte.

Der gnädige Herr besah nun den Baum mit prüfender Aufmerksamkeit, umging ihn, kam hierauf wieder zu seinem Gefährten und sagte kurz: „Ich bin zufrieden, wir können die Arbeit beginnen!"

„Welche Arbeit?" flüsterte Albin seinem Bruder zu.

Marquard befahl diesem durch einen leisen Laut Stille.

Jener Mann, welcher offenbar der Diener des Anderen war, bestieg nun den Tragekorb und brachte, von seinem Gebieter unterstützt, einen langen, schmalen Gegenstand zur Erde, der sorgfältig mit einer Decke umhüllt war.

„Heiland der Welt!" flüsterte Albin, „das scheint ein Sarg zu sein!"

Der ältere Bruder drückte ihm, damit er schweige, die Hand an den Mund.

Der erwähnte Gegenstand wurde, wie es schien, nicht ohne Anstrengung bis an den Fuß des bezeichneten Baumes getragen und dort niedergelassen.

Hierauf nahm der Diener das Ende eines um jenen Gegenstand gewundenen Seiles und warf es nach Aufwärts.

An diesem Seilende mußte sich ein eiserner Haken befinden, denn es verfing sich oben an einem Aste und der Diener kletterte an dem nun herabhängenden Theile auf den Baum.

Als er sich oben befand, folgte ihm der Gebieter auf demselben Wege.

Marquard und Albin sahen hierauf, wie der erwähnte Gegenstand, von beiden Männern gezogen, sich von der Erde hob und nach Aufwärts zu bewegen begann.

Oben angelangt, wurde er an einem Ende ergriffen und auf einen Ast gestützt, von wo aus er der Länge nach in den Baum hinein zu verschwinden begann.

„Oh, oh", murmelte der Jüngling leise, „der Baumstamm ist von Oben ausgehöhlt!"

„Seltsam, in der That seltsam!" konnte man jetzt auch den ältern Bruder vernehmen.

Nach kaum fünf Minuten ließen die Männer das Seil zur Erde fallen, dann glitt einer nach dem andern am Baumstamme herab, der Diener trug das Seil zum Tragekorb und warf es hinein, worauf der Zug sich wieder, langsam wie er gekommen, in Bewegung setzte.

Während dieser Vorgänge hatte die Nacht den Abend verdrängt, Dunkelheit umspann die Räume des Waldes, zwischen den Baumgipfeln blickte hie und da ein Sternlein herab.

Die beiden Lauscher verließen ihr Versteck und be-

gaben sich instinktgemäß zu dem Baume, der seit wenigen Minuten in seinem Stamme ein Geheimniß barg.

Marquard ging noch im Geiste mit sich zu Rathe, was er bei dem räthselhaften Vorfalle beginnen solle, als schon Albin die Frage an ihn richtete, ob er den Stamm hinanklettern dürfe?

„Und wenn Du oben sein wirst, was dann?" fragte der ältere Bruder.

„Dann ... dann ..." antwortete der Jüngling, hielt jedoch plötzlich inne, denn er erkannte nun ebenfalls das Zwecklose dieses Beginnens.

„Du hast Recht", erwiderte er beistimmend, „ich war voreilig, was nützte es, wenn ich hinankletterte, ich bin zu schwach, den Sarg herauszuheben, und selbst wenn Du mir beistündest, würden unsere vereinigten Kräfte kaum hinreichen."

„Du sprichst von einem Sarge."

„Weil ich den verhüllten Gegenstand dafür halte."

„Möglich, daß Du recht hast; indessen, wenn auch nicht, die Decke birgt jedenfalls ein Geheimniß."

„Welches wir enthüllen müssen!" rief Albin eifrig.

Marquard sann einige Augenblicke nach, dann sagte er, einen Entschluß fassend:

„Albin, getraust Du Dich, die Stelle, wo wir jetzt stehen, wiederzufinden?"

Der Jüngling wendete den Kopf lebhaft nach allen Seiten, gleichsam um das Bild noch tiefer dem Geiste einzuprägen, und entgegnete: „Ja!"

„Um so besser", fuhr der Andere fort, „auch bei mir ist dies der Fall, vier Augen wird dann um so weniger entgehen, was schon zwei zu finden sich getrauen. Komm!"

„Wohin willst Du, Bruder?"

„Wir müssen den beiden Männern folgen."

„Und der Baum mit seinem Geheimnisse?"

„Er wird morgen und übermorgen an der nämlichen Stelle stehen wie heute, für die Enthüllung des Geheimnisses bleibt uns Zeit genug; soll sie aber keine zwecklose sein, so müssen wir vor Allem die Menschen kennen lernen, welche damit in Verbindung stehen."

„Du hast recht, Bruder, sehr recht", erwiderte Albin, „oh, daß ich darauf nicht verfiel! Fast scheint es, als ob ich ein wenig zu jung sei."

„Die Männer nahmen ihren Weg gegen Sonnenuntergang", sagte jetzt Marquard, „sie können noch nicht

weit entfernt sein, Du bist äußerst schnellfüßig, setz' Dich in Lauf, leg' das Ohr zeitweilig an den Boden, um den Hufschlag der Pferde zu erlauschen, ich werde Dir langsamer nachfolgen und Du lässest von Zeit zu Zeit den Ruf eines Kibitzes ertönen, damit ich Deine Spur nicht verliere."

Albin hatte den Anftrag kaum vernommen, als er auch schon — ohne noch ein Wort zu verlieren — sich in Lauf setzte und durch die Waldesnacht dahinflog.

Der ältere Bruder folgte ihm zwar rasch nach, indessen der Jüngling eilte wie auf Windesflügeln dahin, nur wenige Minuten und Marquard, wollte er ihn nicht verlieren, blieb auf das bestimmte Zeichen angewiesen, welches von Zeit zu Zeit durch den Wald zu ihm drang.

Eine Stunde lang ging es in dieser Weise fort; dann aber blieb das Zeichen aus; so sehr auch Marquard sein Gehör anstrengte, er vernahm nichts mehr!

Warum dies Verstummen? Was war Albin zugestoßen?

Bange Gefühle erwachten in der Brust des jungen Mannes, der, wie bereits erwähnt, mit heißer

Zärtlichkeit an dem jüngeren Bruder hing, mit einem Gefühle, dessen Tiefe sich nur ermessen läßt, wenn man bedenkt, daß diese beiden Menschen nach harten Schicksalsfügungen ganz allein auf der Welt standen und nur sich selbst und niemand Anderem angehörten.

Die Brüder sind durch Nacht und Wald voneinander getrennt — die Erlebnisse Beider sollen in den folgenden Kapiteln erzählt werden.

Drittes Kapitel.

Das Geheimniß des Passauerwaldes.

Ereignisse gleichen bald einem mächtigen Wasserfalle, der schäumend mit donnerähnlichem Krachen herabstürzt, bald aber ähneln sie einem Strome, der, einer unansehnlichen Quelle entsprungen, erst im Laufe anwächst und dann in wilder Majestät einherbraust.

Was die beiden Brüder erleben sollten, entwickelte sich in letzterer Weise.

Ein alltägliches Geschäft führte sie von Hinters-dorf nach Wien, dies die unbedeutende Quelle, aus welcher sich der Strom heranzubilden begann.

Die Werbung auf dem Burgplatze veranlaßte die Brüder, die Klause am Halterthale aufzusuchen, hier wurden sie Zeugen einer geheimnißvollen Scene, die sie zu weiteren Unternehmungen verleitete.

Die Quelle beginnt bereits vor den Augen des Lesers anzuschwellen, verfolgen wir sie weiter!

Marquard eilte, von der Sorge um den Bruder erfüllt, durch die Waldesnacht fort.

Ohne zu wissen, wo er sich befinde, oder wohin sein bereits müder Fuß ihn trage, drang er stunden-lang vorwärts durch pfadloses Dickicht, durch Gestrüpp, über Dorn und Stein.

Er verhehlte es sich nicht, daß er sich in diesem Waldmeere bereits verirrt habe und nun auf's Ge-rathewohl dahinschreite.

Eine jugendliche, kräftige Natur, an Waldgänge gewöhnt, mit einer muthigen Seele begabt, zagte er für sich keinen Moment, das Bangen seiner Brust galt blos dem vierzehnjährigen Bruder.

Nachdem er alle Hoffnung, noch in dieser Nacht

mit Albin zusammenzutreffen, aufgegeben, mäßigte er seinen Schritt und begann zu erwägen, ob er nicht die Nacht unter einem Baume zubringen und erst am Tage den Weg aus der Wildniß suchen solle?

Gründe für und dawider tauchten in ihm auf, nach und nach gewannen jedoch erstere die Oberhand und er wollte schon in seinem Gange einhalten, als aus der Ferne ein Lichtstrahl zu ihm drang.

Marquard, ohne sich zu bedenken, eilte beflügelten Schrittes darauf los.

„Der Strahl", dachte er, „fällt durch das Fenster einer Waldhütte, ich werde mindestens erfahren, wo ich mich eigentlich befinde. Meiner Beurtheilung nach kann die Mitternacht nicht mehr fern sein, vielleicht wird mir hier ein Nachtlager gewährt, dann kann ich mich am Morgen gestärkt aufmachen und nach Albin forschen."

Seine Gedanken flogen immer wieder dem Jünglinge zu, so wie die Taubenschaar nach jedem Ausfluge immer wieder dem heimathlichen Schlage zueilt.

Je näher indessen der junge Waidmann der Lichtquelle kam, desto deutlicher wurde es ihm, daß der

Strahl aus keiner Hütte komme, sondern von einem sich bewegenden Lichte im Walde.

Die Bewegung war indessen eine so langsame, daß Marquard bald sein Ziel erreichte.

Zu seinem Staunen gewahrte er zwei, in lange schwarze Seidenmäntel gehüllte, dicht verschleierte Frauengestalten, deren eine als Leuchte eine Kienfackel trug.

Der Waidmann, ohne sich zu besinnen, heftete sich an ihre Ferse.

„Irrlichter", sprach er bei sich, „sind zwar gefährlich, dennoch ziehe ich sie der Finsterniß vor. Diese Frauen wissen mindestens wohin sie gehen, ich will daher unbemerkt sie begleiten. Welche Gefahr könnte einem armen, unangesehenen Waidmanne auch drohen? Uebrigens trage ich ja mein treues Waidmesser an der Seite, gilt es das Leben, werd' ich es so theuer als möglich verkaufen."

Wenn Marquard sich schmeichelte, den Frauen unbemerkt folgen zu können, so irrte er sich.

Nach kaum zehn Minuten wendeten sich die Frauen plötzlich um und gingen auf ihn zu.

„Du scheinst uns begleiten zu wollen?“ ließ sich eine sanfte, silberhelle Stimme vernehmen.

„Ich bedauere die Nothwendigkeit, welche mich dazu zwingt. Ich habe mich verirrt und suche einen Ausweg aus dem Walde.“

„Halte Dich gen Westen und Du wirst ihn finden.“

„Um Vergebung, meine Damen“, versetze Marquard mit einem Anfluge von Laune, „ich trage keinen Magnet bei mir, um in finsterer Nacht mitten im Forste eine bestimmte Windrichtung verfolgen zu können; erlauben Sie mir, daß ich in Ihnen die Magnete verehre ...“

Die frühere Sprecherin unterbrach ihn fast unwillig.

„Wir sind keine Magnete“, sagte sie, „und rathen Dir, unseren Weg zu meiden, er ist für Dich gefährlich.“

„Ihre Warnung bewirkt grade das Entgegengesetzte von dem, was Sie wünschen. Ich zähle mich zu den Männern, die vor Gefahren nicht zurückschrecken, vielmehr angelockt werden.“

„Du bestehst also darauf, uns zu begleiten?“

„Ich bitte Sie, es zu dürfen.“

„Wir erlauben es Dir nicht.“

„Dann muß ich mir, auf die Gefahr hin für zudringlich zu gelten, die Erlaubniß selbst nehmen.“

„Thue es, und Du wirst's bereuen!“

Nach diesen Worten wendeten sich die Verschleierten der früher verfolgten Richtung zu und setzten schweigend ihren Weg fort, ohne sich weiter um den Jägersmann hinter ihnen zu kümmern.

Nach ungefähr einer halbstündigen mühevollen Wanderung, während welcher der Forst immer dichter und wilder zu werden schien, stand man plötzlich vor einem langen, verwitterten Gemäuer.

„Sind wir schon am Ziele?“ fragte Marquard, dessen Gedanken sich ausschließlich mit dem sonderbaren Begegnisse beschäftigten.

„Ja“, antwortete kurz die frühere Sprecherin.

„Der Ort scheint ein geheimnißvoller.“

„In der That ist er es auch.“

„Dann wundert es mich, daß Sie die Vorsicht versäumten, mir die Augen zu blenden.“

„Warum dies?“

„Damit ich an Ihrem Geheimnisse nicht zum Verräther werde.“

„Wir befürchten dies nicht."

„Ah, Ihr Vertrauen schmeichelt mir."

„Vertrauen?" rief die Dame spöttisch, „welche kluge Frau wird einem unbekannten Manne vertrauen?"

„Und dennoch fürchten Sie meinen Verrath nicht?"

„Du wirst unfähig sein, ihn zu begehen."

„Unfähig? Wie das?"

„Ganz einfach, Du wirst diesen Ort nicht mehr lebend verlassen."

„Teufel!" rief Marquard, „Sie eröffnen mir eine schlimme Aussicht. Seit wann rufen Flötentöne zum Sturm, seit wann gehen Falter auf Mord aus? Und wenn es mir einfiele, jetzt im letzten Augenblicke den Rückzug anzutreten?"

„Es ist bereits zu spät!" entgegnete die Dame, setzte ein Pfeifchen an die Lippen, worauf ein schrillender Ton den Wald durchhallte.

Auf dieses Zeichen öffnete sich eine bisher unbemerkt gebliebene Pforte in der Mauer und die Dame heischte dem Jägersmanne zu: „Tritt gutwillig ein, denn Dein Sträuben würde Dir nichts fruchten!"

„Ich denke nicht daran, mich zu sträuben", er-

widerte Marquard mit Stolz, „meine Aeußerung von vorhin war ein Scherz, kommt's zum Ernst, so stell' auch ich meinen Mann.“

Er trat hierauf durch die Oeffnung, die Frauen folgten ihm, die Pforte fiel hinter ihnen in's Schloß.

Ein Blick ließ Marquard erkennen, daß er sich in dem verwilderten Hofraume eines ehemaligen Jagdhauses befand, welches theils wegen der Mauer, theils aber wegen des nach rückwärts zu abschüssigen Terrains von Außen nicht bemerkt werden konnte.

Dem Hause sich nähernd, gewahrte er dessen an Verfallenheit grenzenden Zustand und schloß daraus, daß er sich in die Gewalt einer lichtscheuen Sippschaft begeben, welche diesen einsamen, verlassenen Bau zum zeitweiligen Zufluchtsorte sich erkoren, um von hier aus ihr verbrecherisches Handwerk zu treiben.

Die räthselhafte Anwesenheit der beiden Frauen glaubte er mit der Annahme zu lösen, daß sie zu den Vertrauten der Buschritter gehören, ihnen als Lockvögel dienend, indem sie mit ihren Sirenentönen den Wanderer verführen.

Unter solchen Betrachtungen langte man vor dem Hause an.

Die Dunkelheit ließ den jungen Mann nicht erkennen, ob dasselbe mit Fenstern versehen sei oder nicht, weder Licht noch Geräusch drang heraus, kein Kennzeichen von Leben ward bemerkt, das Haus lag da wie ein halb vermorschter Sarg mitten im Waldesgrabe.

Wie früher vor der Mauer ließ eine der Frauen auch jetzt wieder ihr Pfeifchen ertönen und so wie dort öffnete sich auch hier die Pforte.

Man trat in's Haus, oder vielmehr in einen matt erleuchteten Korridor, in welchen mehrere Thüren mündeten.

Eine derselben wurde Marquard geöffnet, er mußte in eine kleine, viereckige Halle treten, die ganz leer war, kein Fenster besaß und ihr Licht von einer kleinen, eng vergitterten Oeffnung erhielt, welche in der einen Scheidewand angebracht war.

Als der junge Mann in diesen räthselhaften Raum trat, fühlte er im eigensten Sinne des Wortes den Boden unter seinen Füßen wanken. Die Fläche, auf welcher er stand, bewegte sich, wenn auch sanft, als wenn sie an Seilen hinge.

„Ich befinde mich in Wahrheit in gefährlichen

Händen", dachte er, „ich schwebe vermuthlich über einem Abgrunde, der mich, sobald ein feindlicher Wille es erheischt, schonungslos verschlingt. In wessen Gewalt hab' ich mich begeben? Ganz verworfen muß der Gebieter hier doch nicht sein, weil seine Geschöpfe mich ernstlich gewarnt haben. Ich hätte darauf achten sollen, man wird mein Benehmen mißdeuten, als sei mein Zweck, die Geheimnisse dieses Ortes zu erspähen, und diese Ansicht kann mir den Untergang bereiten."

Die Gedanken Marquard's erlitten eine Störung durch die ihm bekannte Frauenstimme, welche durch die erwähnte vergitterte Oeffnung aus dem Gelasse daneben herübertönte.

„Ich bin beauftragt", lautete die Anrede, „Dir Fragen vorzulegen, welche Du der Wahrheit gemäß beantworten sollst."

„Ah", dachte der junge Mann, „wie es scheint, bin ich noch nicht verurtheilt, denn ich habe noch ein Verhör zu bestehen."

Und laut erwiderte er: „Ich werde die Fragen so wahr beantworten, als stände ich vor einem irdischen Richter."

„Dein Name?“

„Marquard Depaul.“

„Alt?“

„Zwanzig Jahre.“

„Dein Stand?“

„Waidmann.“

„Geburtsort?“

„Laxenburg.“

„Wer war Dein Vater?“

Bei dieser Frage seufzte Marquard tief auf.

„Warum zögerst Du mit der Antwort?“

„Weil Sie eine schmerzliche Seite in meiner Brust berührt haben. Indessen, ich versprach Ihnen zu antworten, Sie sollen Alles erfahren. Mein Vater war Piqueur*) in kaiserlichen Diensten, er starb als Hochverräther durch Henkershand.“

„Als Hochverräther?“

„Er war beschuldiget, mit dem in der Türkei lebenden Fürsten Rakoczy im brieflichen Verkehre gestanden zu haben. Die Mutter überlebte ihn nur wenige Monate, und so blieben ich und mein Bruder

*) Ein Spießjäger, ein Jagdknecht bei der Parforcejagd.

schutzlos und verlassen in der Welt zurück. Ich zählte damals zehn, mein Bruder vier Lebensjahre."

„Wie ist der Name Deines Bruders?"

„Albin."

„Leben Euch keine Verwandte auf dieser Welt?"

„Keine."

„Habt Ihr von Euern Eltern Vermögen ererbt?"

„Unsere Eltern hinterließen uns nichts, wohl aber erhielten wir von Zeit zu Zeit von unbekannter Seite Unterstützungen zugesendet, welche uns in den Stand setzten, etwas zu lernen, ohne daß wir an die Mildthätigkeit der Menschen angewiesen waren. So wuchsen wir heran, ich widmete mich dem Waidwerk, und Albin will dem nämlichen Stande sich zuwenden."

„Wohnt ihr noch in Laxenburg?"

„Jetzt leben wir in Hintersdorf."

Das seltsame Verhör, wo Richter und Inquisit — man gestatte uns diese Bezeichnung — sich wohl hörten, aber nicht sahen, war zu Ende.

Der junge Mann überließ sich, als keine Frage mehr an ihn gerichtet wurde, wieder seinen Gedanken.

„Die Dame", dachte er, „war, wie sie sagte, nur beauftragt, mich auszuforschen und hat sich jetzt

vermuthlich zu dem Gebieter begeben, um ihm meine Aussage mitzutheilen. Seltsames Haus, wo Frauen, die man nicht sieht, Verhöre anstellen, wo der Boden der Inquisitionsstube wankt und wo man sterben soll, wenn man es betritt."

Nach ungefähr fünf Minuten hörte er sich wieder von der bekannten jugendlichen, melodischen Stimme angeredet.

„Ich bringe Dir gute Nachricht."

„Ich zweifelte keinen Augenblick daran", versetzte Marquard galant, „Engel geben sich zu Verkündern schlimmer Botschaften nicht her."

Die Sprecherin ignorirte das Kompliment und fuhr fort:

„Du wirst nicht sterben, wenn Du schwörst, von all' dem, was Du bereits gesehen hast und noch sehen wirst, nichts zu verrathen."

„Ich bin dazu bereit in der Voraussetzung . . ."

„Ohne Voraussetzung, ohne Bedingung", fiel ihm die Dame in's Wort, „Du hast zu schwören oder Du lebst keine fünf Minuten mehr."

Marquard fügte sich und leistete den verlangten Eid.

Nach wenigen Sekunden öffnete sich die Thür wieder, durch welche er eingetreten war, und seine Führerin heischte ihm zu, ihr zu folgen.

„Wohin gehen wir nun?"

„Zu der Herrin dieses Hauses."

„Hab' ich recht gehört, Sie sprachen von einer Herrin?"

„Weil es hier nur eine solche gibt."

„Also Frauenregiment", dachte Marquard, „häufig ist es schlimmer wie Männerherrschaft."

Man schritt wieder durch den matt erleuchteten Korridor, in dessen Mitte sich eine Thür öffnete, und melodische Klänge tönten heraus; Marquard befand sich in einem prachtvollen, hell erleuchteten Ballsalon.

Räthsel, Räthsel, nichts als Räthsel!

Mit Seide tapezierte Wände, eisglatte Parquette, riesige Spiegel, Blumen, als hätte Flora ihr ganzes Füllhorn entleert, kühle, duftschwangere Lüfte, silberhelle Fontainen mit ihrem monotonen Plätschern, und all' diese Herrlichkeit strahlend im Glanze zahlloser Kerzen und durchwogt von sanften, melodischen Tanzweisen unsichtbarer Musici.

Räthsel, Räthsel, nichts als Räthsel!

Frauengestalten, bald schlank und biegsam wie junge Weiden am Bache, bald üppig und voll wie Früchte aus heißen Zonen, Alle frisch, duftig wie nachterblühte Blumen am ersten Morgen, Alle einfach, von schneeweißer Seide umrauscht, keusch und züchtig wie junge Lilien, schön wie junge Rosen.

Klein ist die Zahl dieser Elfen, kaum so groß wie Musen und Grazien vereint, und doch genügen sie sich selbst, kein männliches Wesen stört durch seine Rauheit die zarte Harmonie."

Frauen, Frauen, nichts als Frauen!

Räthsel, Räthsel, nichts als Räthsel!

Mitten unter dieser Jugend, mitten unter diesen weichen, luftigen Wesen, mitten unter dieser schimmernden Lust ruht die Trauer, eine schwarz umhüllte, schwarz verschleierte Frau.

Das Haupt auf die Rechte gestützt, ist das Antlitz nach Vorwärts gekehrt; ob ihr Auge an der Schönheit sich ergötzt, ob an dem Tanze, oder ob es sinnend gegen den Boden sich senkt, das verhüllt die Nacht des Schleiers.

Marquard war eingewurzelten Fußes unfern vom Eingange stehen geblieben, keine der Frauen schien

ihn zu bemerken, keine würdigte ihn auch nur Eines Blickes, der Eunuch im Serail kann unter seinen Gebieterinnen kaum weniger Beachtung finden.

Auch die schwarze Frau, obwohl ihr Antlitz gegen ihn gerichtet war, regte sich nicht und ließ durch keine Bewegung erkennen, daß sein Eintritt von ihr bemerkt worden.

Was der junge Mann früher, als er noch den schwankenden Boden unter den Füßen hatte, empfand, war nicht etwa Furcht vor dem Tode, sondern schmerzvolle Spannung, Grauen vor dunkler Ungewißheit; jetzt aber fühlte er ein bitteres Gefühl in seiner Brust erwachen, ein Gefühl, erzeugt vom Vater Stolz und Mutter Eitelkeit.

Marquard war ein junger Mann, schlank, groß, mit einer edlen Physiognomie, mit schwarzen, funkelnden Augen, mit Haaren, die in Farbe und Glanz mit dem Gefieder des Raben wetteiferten, kurz er war ein schöner Mann und trug das Bewußtsein davon mit sich.

Die Nichtbeachtung, das Verunkennen*), welches

*) So verdeutscht Jean Paul das Wort: „Ignoriren.“

ihm hier widerfuhr, verletzte daher den Mann in ihm, und in dem Maße, als der erste Eindruck der unerwarteten Scene sich abschwächte, in dem Maße erstarkte das erwähnte Gefühl und begann, als erste Wirkung, sein bisher freundlich offenes Auge zu verdüstern.

Plötzlich hörte er sich von der bekannten Stimme angeredet — er wendet den Kopf und sieht nun seine Führerin entschleiert, wie die Uebrigen von weißer Seide umwallt.

Ein Laut des Staunens schlüfte über seine Lippen, nicht des Staunens, sondern der Bewunderung.

Vor ihm stand die Schönste der Schönen wie eine Rose unter Wiesenblumen, eine Diana unter Waldnymphen.

In diesem Momente durchflog eine Idee den Jägersmann, er beschloß, was ihm hier widerfuhr, nicht unvergolten zu lassen, sondern dem Spruche: „Aug' um Aug'" zu huldigen.

Demgemäß zwang er sich zur Gleichgiltigkeit und gab sich das Ansehen eines Menschen, den nichts überrascht hat, dem nichts räthselhaft erscheint.

„Haben Sie Sich bereits erholt?" fragte ihn mit fast traulichem Tone seine Führerin.

„Wovon sollt' ich mich erholt haben?" erwiderte Marquard gleichgiltig, „die Todesdrohung hat mich nicht ergriffen, die Scene hier mich nicht erregt. Was ich sehe, ist zwar neu, doch nicht Alles, was neu ist, liebkost dem Auge oder schmeichelt dem Geiste. Ich bedarf daher keiner Erholung und bin bereit, Sie zu hören."

„Sie thun sich Zwang an, Herr Depaul."

„Diesen Vorwurf kann ich Ihnen mit größerem Rechte zurückgeben, das „„Du"", mit dem Sie mich früher ansprachen, ging Ihnen geläufiger von den Lippen, wie jetzt das „„Sie"".

Das Fräulein verrieth einige Verlegenheit.

„Früher", sagte sie, „machte ich von dem Rechte der Maske Gebrauch."

„Und jetzt?" fragte der junge Mann, „ist, was ich jetzt sehe, weniger Maske?"

„Mein Herr . . ."

„Vergeben Sie! Meine Worte sollten bei Gott! nicht den Rosenstaub Ihrer frohen Laune verwehen, doch könnten Sie mir grollen, wenn ich Sie fragte: ob, was ich früher sah, ein bloßes Maskenspiel gewesen, oder ob, was ich jetzt sehe, es ist?"

Die Verlegenheit der jungen Dame schien sich zu mehren.

„Wenn das“, entgegnete sie, „was Sie sehen, wirklich ein Spiel ist, dann — bei Gott! — dann ist es kein schlimmes Spiel. Folgen Sie mir in's Nebengemach.“

Marquard folgte der Weisung und fand hier die trauernde Dame, welche sich, ihm unbemerkt, während seines Gespräches mit der Führerin, hierher begeben hatte.

Eine Pantomime ersuchte ihn, Platz zu nehmen — die Thür wurde geschlossen — der junge Mann befand sich allein mit der Herrin des Hauses.

„Sie verdanken es einem besonderen Umstande“, eröffnete die Dame die Unterhaltung, „daß Sie Sich in diesem Augenblicke mir gegenüber befinden, der Sohn meiner vieljährigen bewährten Dienerin durfte in diesem Hause kein Leid erfahren“ —

„Gnädige Frau“ —

„Margaritha war der Name Ihrer Mutter, sie verließ meinen Dienst nur, um die Gattin Ihres Vaters zu werden. Ihre späteren Schicksale blieben mir unbekannt, bis ich sie heute durch Sie erfuhr.“

„Der Zufall, der mich hierher brachte, ist somit kein böser?“

„War es wirklich nur ein Zufall?“

„Ich schwör' es Ihnen, gnädige Frau“, erwiderte der junge Mann treuherzig, „daß dem ist, wie ich spreche. Ich habe mich im Walde verirrt und weiß in diesem Momente noch nicht, wo ich mich befinde.“

„Ich glaube Ihnen. Die kunstgeübte Weberin, die emsige Spinne, überläßt dem Zufalle des Windes den ersten Faden zu knüpfen, dann erst beginnt sie mit geometrischer Genauigkeit die Linien ihres Netzes zu ziehen.“

„Wie soll ich das deuten, gnädige Frau?“

„Einstweilen, will ich, daß Sie nichts mißdeuten, alles Andere bleibe mir überlassen. Sie befinden sich zwischen dem Rußberg und Scheiblingsteinerberg im sogenannten Passauerwalde. Das verfallene Jagdhaus hier, seit einigen Monaten mein Eigenthum, wurde in seinem Inneren wohnbar hergerichtet, sein Aeußeres blieb jedoch absichtlich und zwar aus leicht erklärbaren Gründen in seinem zerstörten Zustande. Die Frauen und Mädchen, welche Sie hier trafen, sind zum Theil vertraute Gesellschafterinnen,

zum Theil Freundinnen, die mir in Liebe ergeben sind. Schmerz und Trauer beherrschen mein Gemüth, doch möcht' ich mich ihnen nicht ganz widerstandslos überlassen, dies die Ursache, der in diesen Räumen sich öfter wiederholenden Lustbarkeiten."

Da die Dame innehielt, nahm Marquard das Wort.

„Ich finde, was Sie mir da sagten, gnädige Frau, so natürlich, daß ich die Vorsichtsmaßregeln, die Todesdrohung nicht begreife, die mich von hier fernhalten sollten."

„Sie vergessen, daß Sie hier keinen Mann trafen, die Drohung galt nur dem Manne."

„Und, erlauben Sie mir die Frage, hätte man die Drohung, wäre ich nicht zufällig der Sohn Ihrer früheren Dienerin, ausgeführt?"

„Die Antwort darauf muß ich ihnen vorenthalten, bis ich Sie näher kennen gelernt. Indessen soll der Zufall Sie nicht umsonst hieher geführt haben, Sie und Ihr Bruder sollen Grund erhalten, ihn zu preisen. Ich will auch Albin kennen lernen, versprechen Sie mir, mich in seiner Gesellschaft zu besuchen, versteht sich am Tage, ich will indessen überlegen, in welcher Weise ich Ihnen und ihm nützlich sein kann."

Marquard leistete die Zusage.

„Die Nacht ist vorgerückt und Sie bedürfen der Ruhe", fuhr die Dame fort, „man wird Ihnen ein Schlafgemach anweisen und ein Abendmahl bereiten. Ueberlassen Sie sich unbesorgt Ihrer Bequemlichkeit und wenn Sie am Morgen gestärkt erwachen, können Sie ungefährdet das Haus verlassen. Eine Dienerin wird Ihnen den kürzesten Weg nach Ihrem Heimaths-orte weisen. Ich baue auf Ihren Eid."

Der junge Mann verneigte sich und verließ durch eine ihm von der Dame angedeutete Seitenthür das Gemach.

Nach Marquard's Entfernung erhob sich die schwarze Dame behend von ihrem Sitz, öffnete eine verborgene Tapetenthür und trat in ihr durch Kandelaber reich erhelltes Schlafgemach.

Dunkelgraue Tapeten bekleideten die Wände.

Im Hintergrunde schimmerte das schwellende, blüthenweiße Lager.

Auf der einen Seite stand ein großer Toilette-spiegel, auf der anderen ein Betpult.

Die schwarze Dame, ohne den Schleier zu lüften, kniete am Pulte nieder, hob das Haupt empor und sprach langsam und düster, wie folgt:

„Seit zwölf Jahren steigt nur Ein Gebet aus meiner keuchenden Brust, fließt nur Eine Bitte über meine brennenden Lippen.

„Zehn Jahre lang schmachtete ich hinter düsteren Festungswällen in schwerer Haft und kein anderer Wunsch erwuchs meinem Busen, keiner anderen Hoffnung gab ich Raum, als nur der Einen, der Einzigen!

„Darum erhöre mich, erhöre mich!

„Um dieses, mein einziges Verlangen erfüllen zu können, um den alleinigen Zweck meines ferneren Daseins zu erreichen, bedurfte ich der Freiheit; um frei zu werden, setzte ich mein Leben auf's Spiel, und ich bin es geworden.

„Um den wie mit Todeskampf in meinem Gehirn eingeklammerten Gedanken auszuführen, habe ich mich selbst aus der Reihe der Lebenden gestrichen und bin eine Andere geworden.

„Mein Name ist verschwunden — mein Aeußeres, weh' mir, ich habe mich verstümmelt, ich erkenne mich selbst nicht wieder.

„Von mir, wie ich war, ist nichts übrig geblieben, nichts, als die eine unvertilgbare, allgegenwärtige Idee.

„Erhöre mich, erhöre mich!

„Ich habe gelitten, ich leide noch, ich will fortan unsäglich leiden, weit hinaus über's Grab, nur die Eine Bitte erfülle mir; um dieses Preises Willen trage ich ewige Verdammniß, Amen!"

Nach diesem fürchterlichen Gebete erhob sich die schwarze Dame und trat vor den Spiegel, der ihr Bild lebensgroß wiedergab.

Sie löste ihr Oberkleid, es fiel zur Erde, doch schwarz wie dieses war auch ihr Untergewand.

Nacht von Außen, Nacht im Innern.

Nun zog sie den Schleier vom Haupte.

Entsetzlich, welch' ein Bild wirft das kostbare Glas zurück!

Das Antlitz der Dame ist eine grauenerregende Frazze.

Die Züge verzerrt, die Muskeln verdorrt, die Haut zerrissen und vernarbt.

Wer das Erstarrende dieses Anblickes in seiner ganzen Wucht fühlen wollte, müßte die Herrlichkeit dieses Kopfes vor seiner Verstümmelung gekannt haben.

O, wie war er schön, wie bezaubernd schön und jetzt — entsetzlich, — kein Zug, keine Spur davon!

Bei dem Anblicke ihres Antlitzes stieß die Dame einen Wehschrei aus, doch nur wenige Sekunden beherrschte sie der Schmerz, dann trat der Ingrimm an dessen Stelle.

Diese allabendliche Erinnerung an ihre selbstzerstörte Schönheit war der Stachel, der sie ihrem finsteren Vorhaben zutrieb, der alle ihre anderen Gefühle bis zur Ohnmacht betäubte, damit ja kein versöhnender Gedanke dem Erwahen nahe komme.

Und von Wuth erfaßt, sprang sie zu einem großen Bilde an der Wand und zerrte davon den verhüllenden Schleier herab.

Aus einem Goldrahmen schaute auf sie das ausdrucksvolle Portrait eines schönen, stattlichen Mannes herab, welcher die Waffen und Kleider eines hohen Militairs trug.

Wenn es im Bereiche der Möglichkeit lag, ihre bisherige Wuth noch zu steigern, so bewirkte es der Anblick dieses Bildes, die Erinnerung an diesen Mann.

Die Dame erhob ihre Rechte, streckte dem Portrait die geballte Faust entgegen und murmelte zwischen den knirschenden Zähnen hervor:

„Fluch, tausendfacher Fluch über Dein Haupt!

Verderben Dir und Jedem, der Deinem Blute entsproß! Ohne Treu' und ohne Glauben lebst Du in Pracht und Glanz; der Blitz zögert, Dein Haupt zu zerschmettern, die Pest scheut sich, Dein Leben zu vergiften, sie haben das Werk mir überlassen, ich komme, ich kom me!"

Die Aufregung hatte ihre ganz Kraft verzehrt, die Unglückliche sank vor dem Bilde zusammen.

. . . .

. . . .

Marquard verbrachte, trotz der körperlichen Ermüdung, eine schlaflose Nacht.

Welcher junge Mensch, der wie er mit einer lebhaften Einblildungskraft, mit einem empfänglichen Herzen begabt war, vermöchte nach solchen Erlebnissen den Geist zur Ruhe zu zwingen und sich den Armen des Schlafes zu überlassen?

Der Doppelgänger des wilden Einsiedlers, das Geheimniß, welches die Buche im Halterthale barg, das Abenteuer in diesem Jagdhause, endlich im Vordergrunde aller dieser Ereignisse das Verschwinden Albin's beschäftigten und beunruhigten seine Seele.

Die Sorge um den jüngeren Bruder war keine

geringere, obwohl man seiner Klugheit, seinem Muthe und Unternehmungsgeiste vertrauen durfte.

Marquard erwartete mit Ungeduld den Morgen, um sich auf den Weg zu machen und Albin, wenn er ihn nicht daheim fände, aufzusuchen.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne fanden ihn schon außerhalb des Lagers, eine Dienerin des Hauses brachte ihm ein Frühmahl, welches er zu sich nahm, und da das Mädchen während dem sich in der Stube zu schaffen machte, so frug sie der junge Mann: ob sie beauftragt sei, ihm den Weg gegen Hintersdorf zu weisen?

Die freundliche Dirne bejahte die Frage.

„Du bist der Wege und Stege in diesem Walde wohl kundig?"

„Das will ich meinen", antwortete das Mädchen, „ich bin ja hinter dem Rußberge daheim."

„Dienst Du schon lange hier im Hause?"

„So lange die gnädige Frau es bewohnt."

„Bist Du mit dem Dienste zufrieden?"

„Gewiß, die gnädige Frau ist uns mehr eine Mutter als Gebieterin."

„Wie nennst Du Dich?"

„Ich heiße Susanna Biegler.“

„Kannst Du mir sagen, wo Deine Herrin sich aufhielt, bevor sie dieses Haus bezog?“

„Ich hörte sagen in Wälschland.“

„Ist Dir über ihren Stand etwas Näheres bekannt?“

„Sie ist eine Marchesa, wie die Anderen sie ansprechen.“

„Ihr Name?“

„Vendetta.“

„Marchesa Vendetta“, dachte Marquard, „ein verhängnißvoller Name“.*)

Während dieser Unterhaltung hatte er das Frühmahl eingenommen und machte sich dann, von dem Mädchen begleitet, auf den Weg.

Man trat in den Korridor, die Thür, welche von hier in den Hof führte, war noch geschlossen, im Hause lag Alles noch in tiefer Ruhe.

Susanna öffnete die Pforte, trat dann mit Marquard in den Hof und schritt gegen die zum Theil verfallene Mauer, welche das Haus einfriedete.

---

*) Vendetta heißt Rache.

In diesem Momente drang aus dem Walde herein der schrille Ton eines Pfeifchens.

„Man fordert Einlaß", bemerkte das Mädchen, eilte voraus zur Pforte und spähte durch eine kleine runde Oeffnung, um zu sehen, wer der Betreffende sei.

Da der junge Waidmann während dem sie erreichte, winkte sie ihm, bei Seite zu treten, und lispelte ihm zu: „Es ist ein Kavalier, der öfters bei der gnädigen Frau zu Besuch erscheint, auch ein Wälscher, der Herr Graf von Dolabella!"

Marquard drückte sich seitwärts an die Mauer, Susanna öffnete die Pforte, ein großer, hagerer Herr trat ein und schritt, ohne ein Wort zu verlieren, auf das Haus los.

Der junge Mann stierte ihm nach, ein plötzlicher Donnerschlag hätte ihn nicht so überrascht, wie das Aeußere dieses Kavaliers, er traute seinen Augen nicht, und doch war es unmöglich zu zweifeln, der Graf von Dolabella war der wilde Einsiedler oder glich diesem mindestens so sehr, wie jener Mann, der sich am Tage vorher auf dem Burgplatze bei den Kürassieren anwerben ließ.

Der Aufforderung Susanna's folgend, trat er

mit ihr den Weg durch den Wald an — der Eifer, mit welchem er verschiedene Fragen an das Mädchen richtete, machte es vermuthlich mißtrauisch und er erhielt gar keine Antwort mehr und mußte sich, auf der Straße angelangt, unbefriedigt von ihm trennen.

Viertes Kapitel.

Albin wird in einen Gänsestall gesteckt und beweist, dass guter Essig früh sauer wird.

Was war indessen mit Albin vorgegangen?

Warum unterließ er plötzlich, das verabredete Zeichen zu geben, welches den älteren Bruder auf seiner Fährte erhalten sollte?

Um diese Fragen zu beantworten, müssen wir bis zu dem Augenblicke zurückkehren, wo der junge Mensch sich in Lauf gesetzt hatte, den beiden Männern zu folgen, welche die hohle Buche im Halterthale zum geheimnißvollen Aufbewahrungsorte erkoren hatten.

Eine Weile hielt er sich hinter ihnen und ließ den

nachgeahmten Ruf des Kibitzes ertönen, dem, wie wir wissen, Marquard folgte.

Plötzlich blieben die Männer mit den Pferden stehen; der sie zur Nachtzeit durch den Wald begleitende Vogelschrei fiel ihnen um so mehr auf, da Kibitze in der Regel sich vom Geräusch zu entfernen, nicht aber ihm zu folgen pflegen.

Albin, durch das Verstummen des Geräusches vor ihm aufmerksam geworden, näherte sich behutsam und hörte, wie die Männer den Fall besprachen und Verdacht zu schöpfen begannen.

„Wenn ich fortfahre dem Bruder das Zeichen zu geben", dachte er, „so verrathe ich mich sicher und setze mich damit der Gefahr aus, mein Vorhaben scheitern zu machen; ich halte es daher für gerathener, von nun an zu schweigen; mag Marquard meine Spur verlieren, wir werden uns in Hintersdorf schon wieder zusammenfinden. Mein Zweck ist, die Unbekannten nicht aus dem Auge zu verlieren; mit Marquard in Verbindung zu bleiben, ist Nebensache."

Diesem Entschlusse gemäß, schwieg er von nun an, und der ältere Bruder verlor, wie wir bereits wissen, in der That seine Spur.

Wieder eine Weile folgte Albin dem „gnädigen Herrn" und dem Diener, als sein immer reger Geist neue Bedenken auffand, welche ihm das bloße Verfolgen der beiden Unbekannten nicht als das Zweckmäßigste erscheinen ließ.

Wenn ich den Unbekannten bloß nachfolge, raisonnirte er, so werde ich endlich erfahren, wo sie daheim sind, ohne jedoch ihre nähere Bekanntschaft gemacht zu haben, gesetzt den Fall, wir bedürfen dieser, dann müßten wir einen neuen Weg dazu auffinden, was jedenfalls erspart würde, wenn ich, statt den Herren einfach zu folgen, auf dem Wege gleichzeitig ihre Bekanntschaft machte; das gäbe nach meiner Berechnung zwei Fliegen mit Einem Schlage. Wie aber soll ich, was ich vorhabe, recht pfiffig ausführen?"

Der vierzehnjährige Blondkopf fand mit Hülfe seiner lebhaften Phantasie sogleich eine Antwort auf seine Frage.

Er verstärkte seinen Lauf, um die kleine Karavane zu überholen, huschte, von der Finsterniß begünstigt, auf einem kurzen Umwege an ihnen vorüber, suchte einen Vorsprung von ein paar hundert Schritten zu

gewinnen und erwartete hier unter Weinen und lautem Wehklagen die beiden Männer.

Diese hörten sogleich das Jammern des jungen Menschen, wurden stutzig und näherten sich ihm.

Albin verstärkte sein Geschrei.

„Was gibt es hier, wer bist Du?" fuhr ihn der gnädige Herr barsch an.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" zähneklapperte der Jüngling.

„Wir sind keine Gespenster, sondern Menschen."

„Um so schlimmer, weh' mir, Spitzbuben, Räuber, Mörder!"

„O Du kleiner Tagedieb!" —

„Sie schelten mich einen Tagedieb?" rief Albin mit verstellter Heftigkeit, „ich bin eine arme Waise aus Hintersdorf, und Keiner, der dem lieben Herrgott die Zeit abstiehlt; mich in der Nacht einen Tagedieb zu schelten, oh, oh, oh! . . ."

„Wie kommst Du hierher?"

„Ich habe mich im Walde verirrt, man sandte mich nämlich in's Halterthal zum wilden Einsiedler. . ."

„Welche Unvorsichtigkeit! Ein vierzehnjähriges Kind so weit fortzusenden!"

„So sagte auch ich zu meinem Bruder, er sprach mir jedoch zu und ich gehorchte ihm wie immer; jetzt ernte ich den Lohn für meinen Gehorsam, voll Hunger und Durst stehe ich müde und matt mitten in Nacht und Wald."

„Wie ist Dein Name?"

„Albin Depaul."

„Wer ist Dein Bruder?"

„Ein Waidmann, ein trefflicher Schütze, der noch nie einen Schuß Pulver vergeudet."

Der gnädige Herr schwieg; er ging offenbar mit sich zu Rathe, ob er dem Jungen beistehen solle oder nicht? Endlich sagte er mürrisch zu seinem Diener: „Peter, nimm den Balg und wirf ihn in den Tragekorb, wir wollen ihn mit heimnehmen und uns die Ueberzeugung verschaffen, ob der naseweise Schelm die Wahrheit redet."

Der Diener hob Albin am Kragen in die Höhe und erfüllte die Weisung seines Herrn fast wörtlich.

Marquard's Bruder nahm den Wurf stillschweigend hin und dachte: „Warte nur, Du lumpige Bedientenseele, Dir will ich's vergelten, ich habe ähnliche Liebesdienste noch jederzeit pünktlich abgezahlt!"

Und sich wohlgemuth in dem Korbe hinstreckend, dachte er weiter:

„Wo ich jetzt liege, stand zwar früher der Sarg, den sie in dem Baume verbargen; was liegt indessen daran, unser Schulmeister nannte uns ohnedem Aeser, im schlimmsten Falle enthält der verborgene Sarg auch nur einen todten Menschen; ich kann daher ohne Scheu hier liegen bleiben.

Die bequeme Lage lockte den Schlaf herbei; allein der junge Mensch that sich Gewalt an, um sich wachzuerhalten und den Weg, den man zurücklegte, soweit die Nachtzeit es gestattete, zu beobachten.

Es dauerte nicht lange, so näherte man sich einem Dorfe.

Albin gewahrte, daß man an ein paar Hütten vorüberzog.

Er hob den Kopf ein wenig in die Höhe, spähte umher und murmelte dann: „Ah, wenn ich recht sehe, befinden wir uns in Mauerbach!"

Und so war es auch!

Der kleine Zug bewegte sich in das rechts von der Kirche gelegene Thal, wo Peter, so hatte der gnädige Herr früher seinen Diener genannt, das Thor

eines vereinsamten Herrenhauses öffnete, durch welches man zog.

„Gott Lob! wir sind zur Stelle,“ dachte Albin.

„Was ist's mit dem Jungen?“ fragte der Gebieter.

„Er schläft.“

„Weck' ihn auf und sperr' ihn die Nacht über in den Gänsestall!“

Ein Anderer an Albin's Stelle hätte gegen ein solches Nachtlager bescheidene Einwendungen erhoben unser junger Bekannter hütete sich jedoch, dies zu thun, sondern ließ sich von Peter rütteln und wecken und taumelte dann schlaftrunken in den Gänsestall, um als nächster Nachbar der Pferde den Rest der Nacht auf Stroh zuzubringen.

So nämlich dachte Peter und der gnädige Herr, der Jüngling indessen wurde diesem Programme ein wenig untreu.

Der Gänsestall trug seinen Namen von ehemaligen; schnatternden Bewohnern, deren Stammväter einst das Kapitol gerettet hatten, jetzt war er zufällig leer und Albin befand sich somit allein.

Sein erstes Geschäft war, sich nach einem Fenster umzusehen, welches er vom Hofe aus bemerkt hatte.

Da es ziemlich hoch angebracht war, kletterte er hinan und schaute durch die viereckige Lucke bequem in den Hof.

Sein Zweck dabei war, sich mit der Oertlichkeit vertraut zu machen.

Der gnädige Herr hatte sich gleich nach dem Anlangen in das Wohnhaus begeben, jetzt sah Albin ihn zurückkehren und hörte ihn nach dem Diener rufen.

Peter trat aus dem Stalle, wo er sich mit den Pferden beschäftigte.

Herr und Diener führten nun halblaut folgendes Gespräch, dessen Inhalt dem zeitlichen Bewohner des Gänsestalles nicht entging.

„Peter, Du hast recht, sie ist in der That nicht zu Hause."

Auf diese Anrede des Gebieters erwiderte der Diener:

„Ich sagte es Ihnen ja, gnädiger Herr, daß das Fräulein öfter nächtlicher Weile aus dem Hause schleiche und mehrere Stunden fortbleibe. Unsere List ist gelungen, die Angabe, daß wir heute nicht mehr zurückkehren, hat Fräulein Editha wieder zu ihrem nächtlichen Spaziergange verleitet, nun können

wir ihr gemächlich auflauern, Sie, gnädiger Herr, am Gartenpförtchen, ich am Hauptthore, solcher Weise schlüpft sie ohne unser Wissen nicht in's Haus."

„Thun wir, wie Du sagst, ich werde sie zur Rede stellen, ich muß erfahren, wohin diese nächtlichen Gänge führen?"

„Ich fürchte, Fräulein Editha wird Ihnen ein Geständniß verweigern."

„Wie? Mein Kind sollte mir den Gehorsam versagen?"

„Je nachdem, wer weiß, wem die Gänge des Fräuleins gelten? In gewissen Dingen lieben es die gehorsamsten Kinder, halsstarrig und verschwiegen zu sein."

„Wagt sie dies, so soll ihr statt der Liebe des Vaters seine Strenge werden. Jetzt spute Dich, Peter, und stelle Dich am Thore auf."

Nach diesen Worten entfernte sich der Gebieter — Peter kehrte zu den Pferden zurück und begab sich bald auf den angewiesenen Posten.

Nachdem es im Hofe still geworden war, faßte Albin rasch einen Entschluß.

Sein Geist begriff augenblicklich die Situation und er beeilte sich, sie zu benutzen.

Was hatte er vor?

Wir werden es sogleich so hören.

So eng das Fensterchen war, gelang es seiner schlanken, schmiegsamen Gestalt, sich durch dasselbe zu winden und den Hofraum zu erreichen.

Von hier aus eilte er zur einfriedenden Mauer, erkletterte sie leicht und behend wie eine Katze und befand sich in weniger als fünf Minuten im Freien vor dem Hause.

Dasselbe leichten Fußes umkreisend, gewahrte er, daß es in der That nur mit zwei Eingängen versehen war, mit einem großen Thore und in ziemlicher Entfernung davon mit einem Gartenpförtchen.

„Gut", dachte Albin, „innerhalb dieser Pforte lauert der Herr Papa, innerhalb des großen Thores der Schuft Peter, welcher seines Herrn Diener, Knecht, Vertrauter und Spion, Alles in Einer Person zu sein scheint. Während Beide d'rinnen harren, warte ich außen auf das Fräulein und erwerbe mir seine Gunst, indem ich es warne. Wenn der Herr Vater geheimnißvolle Gänge in's Halterthal macht, warum soll das

Fräulein Tochter sie nicht in Mauerbach unternehmen? Das Fräulein muß in's Haus kommen, ohne einen der beiden Eingänge zu passiren, und die Aufpasser sollen am Morgen mit langen Nasen abziehen."

Nach diesem Selbstgespräche legte er sich vom Hause entfernt auf den Boden nieder und wählte die Stelle derartig, daß er die Schritte Editha's, welchem Eingange sie auch zuging, hören mußte.

Hierauf fuhr er fort, sich in Gedanken mit dem Fräulein zu beschäftigen.

„Editha heißt sie, ein schöner Name, ob sie wohl auch hübsch ist? Ich bin neugierig, sie kennen zu lernen. Was aber hat sie zur Nachtzeit außerhalb des väterlichen Hauses zu suchen? Sammelt sie Kräuter oder .... oder .... meiner Treu', ich finde keine vernünftige Ursache, es wäre denn, daß sie draußen wie des Nachbars Rose einen Vetter besäße, den die Leute ihren Liebsten nennen.

„Ihren Liebsten? Das soll wohl heißen, daß der Vetter ihr unter allen anderen Menschen der Liebste ist; ob nun Fräulein Editha bereits einen solchen Liebsten hat? Ich muß sie fragen, und wenn sie

etwa seinetwegen die mühevollen Gänge macht, dann wollen wir dem Papa und dem Peter eine noch derbere Nase drehen, ich schmuggle ihr den Liebsten in's Haus und wenn der Vater dahinterkommt, so sag' ich ihm geradezu in's Gesicht; „Ei was, wer im Halterthale in ausgehöhlten Bäumen Särge, mit wer weiß was gefüllt, verbirgt, der hat kein Recht, seinem Kinde eine so unbedeutende Freude, wie ein Liebster ist, zu versagen. Kurz und gut, ich will mich mit dem Fräulein auf einen recht freundlichen Fuß stellen, und sie muß mir dann sagen, was sich in dem Sarge befinde, den ihr Vater im Halterthale verbarg. Sie muß; wer weiß, ob sie es kann? Vielleicht weiß sie vom ganzen Geheimnisse nicht einmal so viel wie ich und mein Bruder, in diesem Falle wird es gut sein, ihr nichts zu verrathen; denn sie würde ohne Zweifel eher zu dem Vater halten, wie zu uns, die wir ihr doch fremd sind. Jedenfalls muß ich vorsichtig und behutsam zu Werke gehen, damit ich nichts verderbe und Marquard keine Gelegenheit finde, mir abermals meine Jugend vorzuwerfen."

In diesen und ähnlichen Gedanken erging sich der Jüngling, ohne jedoch seine Aufmerksamkeit zu ver-

ringern, damit ihm die herannahende Jungfrau nicht entgehe.

Mehrere Stunden verflossen, das erste Grauen des Morgens wurde bereits vom ersten Hahnenschrei begrüßt, als Albin eine dunkle Frauengestalt herankommen sah.

Ohne sich zu bedenken, erhob er sich rasch vom Boden und eilte ihr entgegen.

Er erreichte eine schwarz gekleidete und verschleierte Dame, die, von seinem Erscheinen betroffen, einige Schritte zurückwich.

„Nennen Sie sich Fräulein Editha?" fragte er hastig.

Die Dame zögerte mit der Antwort.

„Wenn Sie das genannte Fräulein sind, fuhr er eifrig fort, dann erfahren Sie, daß Ihre nächtlichen Ausgänge dem Herrn Vater verrathen sind, er lauert hinter der Gartenpforte auf Ihre Heimkehr und Peter bewacht ebenso das Hausthor."

Diese Kunde flößte dem Fräulein großen Schreck ein.

„Mein Gott!" lispelte sie voll Angst, „wie werde ich unbemerkt in's Haus gelangen?"

„Fassen Sie sich Fräulein, vielleicht gelingt es mir, Ihren Wunsch zu erfüllen."

„Sie wollten? Ach, Sie sind ja noch ein Kind."

„Schon wieder dieser abscheuliche Vorwurf!" dachte Albin ärgerlich, und laut sagte er:

„Fräulein Editha, ich zähle bereits vierzehn Jahre und in diesem Alter ist man kein Kind mehr; übrigens wenn Sie es vorziehen, ihrem Herrn Vater oder dem falschen Peter in die Arme zu laufen, so trete ich gern zurück."

„Nein, nein, bleiben Sie, helfen Sie mir, ich bitte Sie darum."

„Beantworten Sie mir rasch einige Fragen."

„Mit Vergnügen."

„Sie bewohnen ein eigenes Gemach?"

„Natürlich."

„Wohin gehen die Fenster davon?"

„In den Garten, doch befinden sie sich der Pforte so nahe, daß der lauschende Vater uns hören würde."

„Das ist schlimm, wir müssen an einen andern Weg denken."

Nach einer Pause: „Das Haus ist wohl mit Bodenfenstern versehen?"

„Um Gott! Sie werden doch nicht auf's Dach klettern wollen?"

„Warum denn nicht? Meinethalben brauchen Sie nicht in Sorge zu sein, es fragt sich nur, wie ich Sie nachbringe? Auf dem Boden wird es vielleicht Stricke geben, ich lasse einen herab und ziehe Sie daran zu mir herauf."

„Sie? Mich? Sie scherzen wohl, lassen Sie solche abenteuerliche Gedanken."

„Fräulein Editha", warf der junge Mensch leicht hin, „ich hielt Sie für eine Freundin abenteuerlicher Unternehmungen."

„Sie spotten . . ."

„Der Himmel behüte mich davor, ich bin zu chri[illegible] lich erzogen, um eines Nebenmenschen zu spot[illegible] sich in bedrängter Lage befindet."

„Ach! Wenn ich nur schon unbemerkt [illegible] wäre!"

„Wählen wir den Weg über die einfriedende Mauer."

„Bin ich denn eine Katze, um eine Mauer hinanzuklettern?"

„Schleichen wir uns nur hin, ich bringe Sie hinüber und müßte ich die Feuerleiter vom Dache herabholen."

„Soeben fällt mir ein: . . .“

„Was denn, Fräulein Editha?“

„Daß im Hofe längs der Mauer eine Leiter liegt.“

„Gott Lob! jetzt bedürfen wir nichts mehr!“

Das Pärchen eilte zur Mauer und zwar zu jener Stelle, wo drinnen nach Editha's Beurtheilung die Leiter lag, Albin kletterte rasch die Steinwand hinan und ließ sich dann leise in den Hof hinab.

Hier fand er in der That eine Leiter, welche er an die Mauer lehnte, hinanlief und dann nach sich zog, um sie auf der anderen Seite für das Fräulein hinabzulassen.

Editha stieg nun ebenfalls bis zur Wandkante empor, setzte sich hinter dem Jünglinge auf's Gemäuer, bis Albin die Leiter nachzog, nach Innen hinabließ und anlehnte, so daß nun die Jungfrau ungefährdet in den Hof hinabkam.

Wenige Augenblicke später stand ihr Albin zur Seite.

„Nun, Fräulein“, fragte er, „sind Sie mit dem vierzehnjährigen Kinde zufrieden?“

„Ich danke Ihnen herzlich, doch wer sind Sie?“

„Davon morgen, oder vielmehr heute, in einigen

Stunden, ich muß zurück in den Gänsestall; denn ich fange an, etwas wie Müdigkeit zu spüren. Gute Nacht, Fräulein Editha!"

„Schlafen Sie recht wohl!"

Das Fräulein schlich sich unbemerkt in's Haus. — Albin kam glücklich durch das schmale Fensterchen zurück in den Gänsestall und überließ sich nun sorglos den kräftigenden, mechanisch-chemischen Einwirkungen eines tiefen, gesunden Schlafes.

. . . .

. . . .

Die Sonne stand am Vormittage bereits hübsch hoch, als der kleine Blondkopf von Peter geweckt wurde.

„Heh, kleiner Taugenichts, wach' auf!"

„Selbst Taugenichts!" murmelte Albin und rieb sich die Augen.

„Der gnädige Herr will mit Dir sprechen."

„So früh schon?"

„Zum Teufel! es ist ja bereits neun Uhr, das ganze Haus sammt und sonders verschlief sich" —

„Wißt Ihr, wie das kam?"

„Vermuthlich, weil wir nicht früher aufwachten."

„Errathen! Ihr seid ein Schlaukopf, Herr Peter,

wenn ich noch einmal zur Welt komme, müßt Ihr mein Schulmeister werden. Wo befindet sich der gnädige Herr?"

„Er wartet auf Dich in seinem Zimmer."

Albin, von dem Diener begleitet, begab sich in's Wohngebäude und trat in ein Gemach, dessen Thür Peter ihm öffnete.

Der gnädige Herr, ein robuster Fünfziger mit einem brennendrothen Antlitze und buschigen Brauen, fuhr den Jüngling barsch und stolz an:

„Weißt Du, wo Du Dich befindest?"

„Den Ort kenn' ich wohl, das Haus nicht."

„Ich bin der Freiherr von Falk, und Du Taugenichts?" —

„Herr Baron," versetzte der Jüngling mit Würde, „ich bin kein Taugenichts! Sie nennen sich Falk, in der Regel erheben sich Falken, um zu stoßen, — das muß ich wissen, weil mein Vater Piqueur war und mein Bruder Jäger ist — Sie scheinen auch von diesem Naturtriebe beseelt zu sein; denn kaum vom Lager erhoben, stoßen auch sie schon."

„Teufel, was ist das für eine Sprache!" —

„Die eines Mannes."

Der Edelherr vergaß den früheren verletzenden Vergleich und brach in ein lautes Lachen aus.

„Oh, oh," rief er, „ist das ein naseweiser Junge!"

„Gnädiger Herr, ich bin vierzehn Jahre alt und kein Junge!"

„Du bist noch weniger — Du bist ein Knirps!" —

„Sie müssen sehr übler Laune sein, Herr Baron, wenn Sie sich hinreißen lassen, eine arme Waise zu beschimpfen, die Ihnen niemals zu nahe trat."

Herr von Falk nickte mit dem Kopfe wie ein Renner, den eine Bremse sticht, und erwiderte: „Ich kann es nicht leiden, wenn Kinder wie Männer sich geberden, kurz und gut, ich habe Dich unter verdächtigen Umständen im Walde getroffen." —

„Teufel, Herr Baron!" ruft jetzt der Jüngling mit komischer Betonung, „mit dem nämlichen Rechte könnte ich behaupten, ich hätte Sie unter verdächtigen Umständen im Walde getroffen!"

Der Edelherr fixirte den Jüngling, doch dieser zeigte die Miene eines Menschen, der sich eben einen planlosen Scherz erlaubt, worüber sich jener beruhigte und sagte:

„Wenn ich mich überzeugt haben werde, daß die

Angaben, welche Du mir gestern bei unserem Zusammentreffen gemacht, wahr seien, dann werde ich Dich wieder frei ziehen lassen, bis dahin bleibst Du im Hause unter Aufsicht."

„Und wie wollen Sie, Herr Baron, die erwähnte Ueberzeugung sich verschaffen?"

„Ich werde einfach nach Hintersdorf zu Deinem Bruder senden. Jetzt entferne Dich, wir haben einstweilen nichts mehr miteinander zu sprechen."

Albin verließ mit Bangigkeit das Gemach.

„Der Baron", dachte er, „schöpft Verdacht, daß ich sein Geheimniß im Walde erlauscht habe; bei meinen gestrigen Angaben bediente ich mich einiger Unwahrheiten, wenn diese durch Marquard — der meine Nothlügen nicht kennt — an's Licht kommen, wird der Verdacht des Barons noch mehr anwachsen und ich habe von ihm Schlimmes zu besorgen. Wie nun die Gefahr abwenden? Marquard muß von meinen Angaben vor seinem Zusammentreffen mit dem Baron Kenntniß erhalten, und da man mich wahrscheinlich verhindern wird, mit dem Bruder früher zu sprechen, so muß das Fräulein mir den Dienst erweisen.

Mit diesem Entschlusse verfügte sich Albin wieder

in den Gänsestall, um auf eine Gelegenheit zu einer Zwiesprache mit Editha zu lauern.

Bevor diese sich ergab, fiel zwischen Vater und Tochter folgende Scene vor.

Wie jedes Mal beim ersten Begegnen am Morgen, küßte das Fräulein auch heute die Hand des Vaters.

Der Edelherr betrachtete sie mit heimlich prüfendem Blicke und sagte leicht hingeworfen: „Du scheinst heute später wie sonst erwacht zu sein?"

„Um Vergebung, Vater, ich war zur gewöhnlichen Stunde außer Bette."

„Hast Du angenehm geruht?"

„Im Gegentheil, ich hatte eine schlaflose Nacht."

„Ah!"

„Ich verbrachte mehrere Stunden bei Veronika."

Veronika war Editha's Dienerin.

Herr von Falk begann sich über sich selbst zu ärgern; auf diese Ausrede nicht gefaßt, hatte er es des Nachts unterlassen, die Stube des Dienstmädchens zu untersuchen, damit verlor er den Boden unter den Füßen, denn Veronika hielt so treu zu ihrer Herrin, wie Peter zu ihm, und weder Zureden noch Dro-

hungen hätten das Mädchen vermocht, gegen Editha zu zeugen. Da ihm andere Beweise mangelten, so zerstörte dieses Alibi jede Anklage.

In Folge dieser Wendung verdüsterte sich das Antlitz des Barons noch mehr, er konnte sich nicht enthalten, mit strengem Tone zu sagen: „Ich wünsche, daß meine Tochter die Nächte nicht in Gesellschaft ihres Dienstmädchens zubringe."

„Mein Vater . . . . "

„Still, Du weißt, ich dulde keine Einsprache" —

„Und doch muß ich sie wagen. Sie verdammen mich zur Einsamkeit" —

„Weil ich sie für Dich ersprießlich finde."

„Ersprießlich mag sie sein, angenehm nicht."

„Ah, Du verlangst nach den Annehmlichkeiten des Lebens?"

„Hat die Jugend nicht ein Recht darauf?"

Der Baron blickte seine Tochter mit weit geöffneten Augen an, als traue er seinem Gehöre nicht, dann versetzte er düster: „Welche überraschend neue Ansichten, welcher Satan hat Dir diese Lehre in den Kopf gesetzt? Du sprichst von Rechten der Jugend, denk' vorerst an ihre Pflichten."

„Ich glaube am besten zu handeln, wenn ich beide vereinige.“

„Du verletzest jedoch die letzteren, indem Du Deinem Vater nicht gehorchst.“

„Nicht doch, mein Vater, ich befolge jeden Ihrer Befehle.“

„Solange sie Dir angenehm sind.“

„Solange sie mein Wohl bezwecken.“

„Ah, ich verstehe! Die Einsamkeit, zu welcher ich Dich, wie Du sagst, verdamme, steht Deinem Wohle entgegen?“

„Förderlich ist sie ihm eben nicht.“

Der Baron trat betroffen zwei Schritte zurück, schlug die Hände über dem Haupte zusammen und rief, zürnend und klagend zugleich:

„Ist es möglich, hör' ich wirklich mein Kind sprechen, oder ist's irgend eine ausgelassene Dirne, welche von Jugend an die verdorbene Stadtluft eingesogen? Sähe ich Dich nicht vor mir stehen, ich würde auf Letzteres schwören. Welch' eine Veränderung ist mit Dir vorgegangen und seit wann?“

Herr von Falk durchmaß in langen, geräuschvollen Schritten das Gemach, vielleicht eine entschuldigende

Antwort erwartend, vielleicht nach einem Entschlusse ringend, was bei einer solchen Wendung der Ansichten zu beginnen?

Da keine Antwort von Seiten Editha's erfolgte und der Baron seine Ideen zur Mittheilung noch nicht reif fand, hielt er nach einigen Minuten in seiner Bewegung ein und sagte kurz und gebieterisch:

„Laß mich allein, wir werden die Unterhaltung seiner Zeit fortsetzen, bis dahin lebe streng Deinen Pflichten; wenn Du von Rechten der Jugend sprichst, muß auch ich an die der Eltern Dich erinnern!"

Als die Jungfrau ihm die Hand küssen wollte, verweigerte er ihr dieselbe, worauf Editha nicht ohne Trotz das Gemach verließ.

Eine Viertelstunde lang ging der Baron mit sich zu Rathe; das Ergebniß davon war, daß er am Schlusse die Worte murmelte: „Ich mag sinnen und erwägen solange ich will, ich finde nur einen Weg offen, der ist, sie zu vermählen."

Noch vor wenigen Tagen hätte dieser Beschluß — rasch ausgeführt — eine willige Aufnahme gefunden, heute kam er zu spät!

. . . .

Eine Stunde nach dieser Scene erscholl in dem Thale, in dessen Schooße Mauerbach ruht, Trompetenklang — ein Zug einer Reitereskadron trabte heran, um im Orte auf einige Zeit Kantonirungsquartiere zu beziehen.

Der Befehlshaber des Zuges erhielt sein Quartier im Freihofe angewiesen. — Albin erkannte in ihm den alten Wachtmeister, welcher am vorhergehenden Tage die Werbung auf dem Burgplatze mit so glänzendem Erfolge geleitet hatte.

Fünftes Kapitel.

Albin concurrirt um eine Vetterstelle und sein Bruder erhält die Anwartschaft darauf.

Der kleine Blondkopf wurde — was Jeder begreiflich finden wird — durch den Anblick des alten Wachtmeisters an den Ursprung seines Abenteuers, an den wilden Einsiedler, erinnert.

Ob jener Rekrut, der dem Bruder Thomas so wunderbar ähnlich sah, sich auch im Orte befinde? war eine in seinem Geiste aufgetauchte Frage, deren Beantwortung er im Laufe des Tages zu lösen gedachte.

Vor der Hand behielt er mit männlicher Festigkeit sein Augenmerk auf seine Angelegenheit gerichtet, und diese, wie wir wissen, erheischte eine unbemerkte Rücksprache mit dem Fräulein vor der Ankunft Marquard's, nach dem der Baron bereits einen Boten nach Hintersdorf abgesandt hatte.

Die geräuschvolle Ankunft der Einqartierung, welche die Zeit und das Augenmerk des Barons verschiedener Anordnungen wegen in Anspruch nahm, begünstigte Albin's Vorhaben.

Er schlüpfte unbemerkt aus dem Hofe in das Wohngebäude und gewahrte das Fräulein in der Thüre eines Gemaches, von wo sie sich bei seinem Anblicke nach Innen zurückzog.

Albin eilte ihr nach, und da er Editha jetzt zum ersten Male am Tage und ohne Schleier sah, blieb er betroffen vor ihr stehen und flüsterte: „O mein Gott, wie schön sind Sie!“

Diese ungekünstelte, unwillkürliche Huldigung wurde mit einem wohlwollenden Lächeln aufgenommen, welches dem Antlitze der Jungfrau neuen, erhöhten Reiz verlieh.

„Sie sind es", sagte sie, „dem ich den Dienst von heute Nacht verdanke."

„Fräulein Editha", versetzte Albin begeistert, „hätte ich Sie gekannt wie jetzt, ich würde Sie — um die Größe meiner Aufopferungsfähigkeit darzuthun — nicht über die Mauer, sondern über das Dach durch das Bodenfenster in das Haus gebracht haben."

Die Jungfrau lächelte und meinte: „erfahrene Leute begeben sich nie ohne Noth in Gefahr."

„Sie sprechen so klug, als Sie schön sind."

„Sie scheinen zeitlich die Schule der Schmeichelkunst besucht zu haben?"

„Ich habe in der Schule Manches gelernt, Fräulein, doch schmeicheln nie, eben so wenig, als meine Zunge in Fesseln legen, wenn mir unbekannte Kräfte sie in Bewegung setzen. Fräulein Editha, würden Sie mir wohl eine Frage erlauben?"

„Mit Vergnügen, sprechen Sie."

„Besitzen Sie einen Vetter?"

„Nein, in Wien habe ich bloß eine Tante, eine Schwester meines Vaters“ . . .

„Um Vergebung, Sie haben mich mißverstanden, ich meine, ob Sie einen Vetter besitzen, der Ihnen unter allen Männern der liebste ist?“

Die Jungfrau schaute den kleinen Blondkopf zweifelvoll an und sagte: „Ich verstehe Sie nicht.“

„Nicht möglich; indessen ich will versuchen, Ihnen meine Worte klar zu machen. Unseres Nachbars Rose ist auch ein hübsches Mädchen, aber lange nicht so reizend wie Sie, da nun diese Rose einen Vetter besitzt, der, wie die Leute sagen, ihr Liebster ist, so sollten auch Sie Einen haben.“

Editha konnte über diesen naiven Schluß sich eines lauten Lachens nicht erwehren und rief: „O, o, welch' kindische Gedanken!“

„Das soll wohl heißen alberne?“ versetzte Albin kleinlaut.

„Ich möchte Sie nicht kränken und sagte bloß kindisch; doch gestehen Sie mir, wie kommen Sie dazu, an mich diese Frage zu richten?“

„Ich möchte es Ihnen wohl bekennen, fürchte jedoch —“

„Was denn?“

„Daß Sie mich wieder auslachen werden.“

„Ich verspreche Ihnen, ernsthaft zu bleiben.“

„Ich dachte mir“, sagte jetzt Albin schüchtern, „wenn Sie zum Beispiel noch keinen Vetter hätten...“

„Nun, was dann?“

„Dann möchten Sie mich dazu erwählen.“

Das Fräulein hatte zwar versprochen, ernsthaft zu bleiben, allein man ist nicht immer Herr seiner selbst, der Antrag versetzte sie in eine so laute, dem Jüngling unbegreifliche Heiterkeit, daß sie Zeit bedurfte, um wieder ernsthaft zu werden.

Albin schaute sie während dem verblüfft an; sein Wunsch entfloß der Fülle eines jungen unschuldigen Herzens; wie Kinder oft nach glühenden Kohlen begehren, weil deren Farbe sie anlockt, ohne daß sie eine Ahnung von ihrer Gefährlichkeit besitzen, so hegte auch er einen Wunsch, von dessen Natur ihm der wahre Begriff fehlte.

Daß Editha darüber in eine nicht zu bezwingende Heiterkeit ausbrach, ließ ihn erkennen, daß er eine sicher noch größere Albernheit, wie früher, gesagt habe; worin das Ungereimte seines Verlangens bestand, be-

griff er nicht, was von der Naivetät seines Herzens das günstigste Zeugniß gab.

Es war merkwürdig und fiel auch dem Fräulein auf, wie diesem mit Muth, Verstand und Unternehmungsgeist so reich begabten jungen Menschen, der in gewisser Beziehung seinem Alter so weit vorgeschritten war, wie ihm doch nach einer andern Seite hin, die Reinheit seines Gemüthes, der Blüthenstaub des Herzkelches so fleckenlos bewahrt worden war. Es zeigte dies von der Sorgfalt, mit der man ihn überwachte, und von der Umsicht, mit welcher man ihn, ohne Beeinträchtigung seiner Lebhaftigkeit, ohne den Geistesflug zu hemmen, erzog.

Nachdem es Editha gelang, ihrer Heiterkeit Herr zu werden, erwiderte sie:

„Ihr Herz ist zu gut, als daß Sie mir wegen des Leichtsinnes, mit dem ich ein Versprechen gab und nicht erfüllte, zürnen sollten. Sie haben sich Dinge in den Kopf gesetzt, die Sie nicht fassen können, und daraus entsprang die drastische Wirkung Ihres Begehrens. So wie ich heute über Sie, werden Sie in einigen Jahren über sich selbst lachen, wenn Sie der heutigen Scene gedenken. Doch jetzt ist die Reihe

zu fragen an mir: wer brachte Sie hierher, was suchen Sie hier, wer sind Sie?"

Diese Fragen gaben dem Gedankenzuge Albin's eine andere Richtung, die er mit der ihm eigenthümlichen Lebhaftigkeit sogleich zu verfolgen begann.

„Daheim", antwortete er, „bin ich eine vater- und mutterlose Waise, hier in diesem Hause eine Art Gefangener."

„Gefangen? Warum?"

„Weil Ihr Herr Vater, wie er behauptet, mich im Walde unter verdächtigen Umständen fand. Deshalb sandte er nach meinem Bruder, und dieser Umstand nöthigt mich, von Ihnen, Fräulein, einen Dienst zu erbitten."

„Lassen Sie hören."

„Als Ihr Vater mich im Walde traf, gab ich auf sein Befragen an, mein Bruder habe mich in's Halterthal zum wilden Einsiedler gesendet und auf diesem Wege sei ich irre gegangen. Diese Angabe ist nicht der Wahrheit gemäß, indessen wünsche ich doch, daß auch mein Bruder sie bestätige; ich bitte Sie daher, sobald er hier im Hause eintrifft, ihn in meinem Namen, natürlich unbemerkt, dazu aufzufordern."

„In Ihrem Namen? Weiß ich, wie Sie heißen?“

„In der That, ich vergaß, daß namenlose Leute selten Glauben finden. Ich nenne mich Albin“ . . .

„Albin? Und Ihr Bruder?“ setzte das Fräulein fast athemlos hinzu.

„Marquard.“

„Der Familienname?“

„Depaul!“

„Depaul!“ rief Editha, erbebte und erglühte zugleich.

Die unerwartete Wirkung, welche der Name hervorbrachte, machte den Jüngling stutzen.

„Ist Ihnen unser Name bekannt?“ fragte er unter dem Eindrucke dieser Stimmung.

Die Jungfrau faßte sich und erwiderte: „Der Name ist mir nicht unbekannt, ich bitte Sie jedoch, darnach nicht weiter zu forschen, ich werde mit Ihrem Bruder, sobald er hier eintrifft, zu sprechen suchen und ihn von Ihrem Verlangen in Kenntniß setzen.“

„Wieder ein Geheimniß!“ rief Albin mit komischem Aerger. „Wissen Sie, Fräulein, daß ich seit achtzehn Stunden in ein Labyrinth von Geheimnissen hineingerathen bin?“

„Wer Wetter braut, muß Donner und Blitz nicht fürchten.“

„Wie deut' ich das?“

„Wer auf geheimnißvollem Wege geht, muß gefaßt sein, Geheimnissen zu begegnen. Was hatten Sie im Halterthale zu suchen? Warum bedienten Sie sich meinem Vater gegenüber einer Nothlüge?“

„In der That, Sie haben recht“, entgegnete der Jüngling zustimmend, „dahinter steckt mein Geheimniß; um jedoch darüber mit Ihnen zu sprechen, bedarf ich einer längeren Zeit, als mir jetzt genönnt ist; ich höre Ihren Vater im Hofe sprechen, er darf mich hier nicht finden.“

Und auf die Hand des Fräuleins einen flüchtigen Kuß drückend, eilte er hinaus, um sich unbemerkt in den Gänsestall zu schleichen, was ihm auch gelang.

. . . .

. . . .

Editha verfügte sich nach der eben erzählten Scene auf ihre Stube und rief ihr Dienstmädchen.

Veronika Pfeifer — so war der Name der Zofe — gehörte zu jenen schlauen oder, richtiger, schlau

sein wollenden bäuerischen Naturen, deren Zierde treue Anhänglichkeit, deren Fehler geistige Kurzsichtigkeit ist.

Dem Aeußeren nach war sie klein und kugelrund von Gestalt, hatte ein schwarzbraunes Antlitz, eine grobe Haut und kohlschwarze, unglaublich kleine Augen. Ihre Augendeckel waren immer so geschlossen, als blende sie ein Sonnenstrahl, sie lachte häufig, aber kurz, war ein wenig boshaft und gallig.

„Veronika", sagte das Fräulein zu ihr, „hat der Vater Dich gefragt, ob ich heute Nacht bei Dir gewesen?"

„Ja, gnädiges Fräulein, hi hi hi!"

„Und was antwortetest Du ihm?"

„Ich sagte: Ja!"

„Und dann?"

„Dann ging der gnädige Herr fort."

„Nun höre mich an, ich werde Dir einen Auftrag ertheilen. Es wird heute ein junger Mann in's Haus kommen."

„Ein junger Mann? Hi hi hi!

„Er nennt sich Marquard Depaul.

„Marquard Depaul . . ."

„Merke Dir den Namen; diesen jungen Mann mußt Du, ohne daß Jemand es bemerkt, in Deine Stube führen . . .“

„In meine Stube, hi hi hi!“

„Und dann holst Du mich.“ —

„Ich verstehe Alles.“

„Wir müssen auf der Hut sein.“

„Warum müssen wir auf der Hut sein?“

„Weil meine nächtlichen Gänge dem Vater verrathen wurden.“

„O! Das kam sicher von dem heuchlerischen Schuft, dem Peter, Gott verdamm' seine Zunge!“

„Wir müssen auf ein Mittel sinnen, den Vater zu täuschen.“

„Ja, wir müssen auf ein solches Mittel sinnen, hi hi hi!“

„Denk' über die Sache nach.“

„Ich werde über die Sache nachdenken.“

„Zeige gegen Peter keine offene Feindschaft, sonst wird er boshaft und wirft uns noch mehr Steine in den Garten.“

„Wenn Peter uns noch mehr Steine in den Garten wirft, werde ich ihm welche an den Kopf werfen. Gott verdamm' seine Augen!“

„Veronika, mir scheint, Du führst etwas im Schilde?"

„Ja, gnädiges Fräulein, ich führe etwas im Schilde."

„Laß hören."

„Die Einquartierung, hi hi hi!" . . .

„Nun, was ist's mit der Einquartierung?"

„Der alte Wachtmeister hat einen jungen Burschen bei sich!"

„Veronika!"

„Dieser junge Bursche ist schlank und stark und hi hi hi" . . .

„Am Ende gefällt er Dir?"

„Sie sprechen vom Ende und wir sind erst am Anfange, doch das ist's nicht, was ich meine" . . .

„Was denn sonst?"

„Der Junge muß mir etwas zu Gefallen thun."

„Was denn?"

„Er muß dem Peter das Genick brechen. Gott verdamm' seine Leber!"

Der Leser wird bemerken, daß Veronika, so oft sie Peter nannte, jedes Mal mit verbissenem Ingrimme über einen Theil seines Körpers Verdammniß herabbeschwor,

sie pflegte diese Scala wöchentlich ein Mal durchzusingen, manches Mal kam sie damit auch früher zu Stande

Editha verlor wegen des beabsichtigten Attentates keine Sylbe, sondern trug dem Mädchen nochmals auf, die Ankunft des erwarteten jungen Mannes nicht zu versäumen, und entließ es dann.

Veronika erfüllte den Auftrag mit Glück, als Marquard Nachmittags im Edelhofe eintrat.

Der junge Mann, den der Bote bloß benachrichtigt hatte, daß der Herr Baron von Falk in Mauerbach mit ihm wegen seines Bruders Albin zu sprechen wünsche, beeilte sich um so rascher diesem Wunsche nachzukommen, da er den Bruder daheim nicht angetroffen hatte und seinetwegen in große Sorge gerathen war.

Von der Hoffnung beseelt, Albin in Mauerbach zu finden, erschien er im Edelhofe, wo er von Veronika um seinen Namen befragt und, nachdem er ihn genannt, in eine Stube geleitet wurde.

Hier ließ die Magd ihn einige Minuten allein, dann ging die Thür auf und Marquard, auf's Aeußerste überrascht, sah sich gegenüber seiner Führerin von gestern, gegenüber der Dame, die ihn im Paf-

sauer Walde im einsamen Hause der Marchesa Vendetta verhört und die er dann im Ballsaale als die Schönste der Schönen erkannt und gesprochen hatte.

Editha, verlegen lächelnd, blieb eine Minute lang stumm, um ihm Zeit zu gönnen, sich zu sammeln, dann sagte sie: „Wir treffen uns seit vierundzwanzig Stunden schon zum zweiten Male."

„Zum zweiten Male", bestätigte Marquard „und zwar zuerst geheimnißvoll und jetzt mir unerwartet, wie die Blume, die unter geschmolzenem Schnee hervortritt. Man sagte mir, der Baron Falk wünsche mich zu sprechen." —

„So ist es auch, Herr Depaul, der Baron ist mein Vater." —

„Ihr Vater?" —

„Er sandte nach Ihnen, mein Mädchen hatte den Auftrag, Sie beim Anlangen hierher zu führen, denn ich muß, dem Vater zuvorkommend, mit Ihnen sprechen."

„Ich ahne den Grund."

„Nur zum Theil. Ihr jüngerer Bruder befindet sich hier." —

„Albin?"

„Er kam in der Nacht mit dem Vater in's Haus."

„Mit Ihrem Vater?"

„Mein Gott! Sie sind ja ganz betroffen?"

Wohl war Marquard betroffen und Grund dazu bot eine natürliche Folgerung. Da Albin in der Nacht mit dem Baron Falk hier anlangte, so war dieser der gnädige Herr, welcher im Halterthale in der hohlen Buche ein Geheimniß verbarg.

Der junge Waidmann ließ das sonderbare Walten des Zufalls zum Grund seiner Betroffenheit werden, was vom Fräulein nicht in Zweifel gezogen wurde.

„Ihr Bruder Albin", sagte sie hierauf, „behauptete meinem Vater gegenüber, Sie hätten ihn von Hintersdorf in's Halterthal zum wilden Einsiedler gesendet, und er wünscht, daß Sie dieselbe falsche Angabe bestätigen mögen."

„Sie wissen? . . ."

„Ich weiß bloß, daß Ihr Bruder sich dieser Nothlüge bediente, sonst nichts."

„Wo ist Albin?"

„Der Vater, dem er verdächtig erschien, auch davon kenne ich den Grund nicht, hält ihn hier in Gewahrsam, bis dessen Angaben von Ihnen bestätigt werden."

Marquard fand sich leicht aus dem Dunkel der Verhältnisse heraus; er durchschaute mit ziemlicher Richtigkeit die ganze Situation, nur Eines erschien ihm unerklärt, das Interesse des Fräuleins für seinen Bruder.

Editha, um Aufklärung ersucht, erzählte ihm den Dienst, welchen der Jüngling ihr bei der Heimkehr erwiesen.

Marquard hörte ihr mit Aufmerksamkeit zu und rief am Schlusse der Mittheilung: „Er ist ein muthiges Kind!"

„Sagen Sie, er ist muthig wie ein Mann."

„Der Jugend ist das Glück hold, warum war es mir nicht gegönnt, Ihnen beizustehen!"

„Weil Sie", erwiderte Editha schalkhaft, „ein alter Mann sind, natürlich! Sie bedauern, mir den Dienst nicht erwiesen zu haben, es ist Ihnen Gelegenheit zu einem zweiten geboten. Verschweigen Sie vor Jedermann, was Sie heute Nacht gesehen."

„Es bedurfte nicht der Aufforderung dazu, Geheimnisse, besonders die von Frauen, sind mir heilig, und daß Ihr nächtlicher Gang ein Geheimniß, wer möchte dies bezweifeln?"

„Wir tragen Jeder sein Geheimniß mit sich, ich so gut wie Sie und Ihr Bruder, quälen wir uns nicht, die Schleier lüften zu wollen, sondern folgen wir dem Winke des Schicksals, welcher uns andeutete, im guten Einverständnisse zu bleiben.“

„Fräulein, Ihre Worte erfüllen mich mit Freude!“

Die Jungfrau betrachtete aufmerksam den jungen Mann, dessen glühende Augen eine ausdrucksvollere Sprache redeten, wie seine Lippen, und schlug den Blick zu Boden.

Die Stimme des Barons schreckte sie auf.

„Mein Vater naht“, flüsterte sie, „ich bitte, verlassen Sie mich.“

„Ich erfülle Ihren Wunsch, doch gönnen Sie mir die Gunst, bevor ich von dannen ziehe, Sie noch einmal zu sprechen?“

„Wenn die Gelegenheit es gewährt!“

„Sie soll es, ich werde erzwingen, was sie nicht gutwillig bietet.“

Marquard küßte leidenschaftlich die Hand des Fräuleins und ging dann hinaus, um sich dem Baron vorzustellen.

Herr von Falk musterte den Waidmann mit prü-

fendem Blicke und begann hierauf eine Menge Fragen an ihn zu richten, deren Antworten mit den Angaben des jüngeren Bruders übereinstimmten, so daß kein Grund zu Mißtrauen blieb und der Baron vollkommen beruhigt wurde.

„Ihr Bruder", schloß dieser die Unterhaltung mit Marquard, „ist ein naseweiser Junge, nun aber, da ich mich überzeugt habe, daß er mindestens die gute Eigenschaft besitzt, nicht zu lügen, mag er in Himmels Namen das Haus verlassen und mit Ihnen heimziehen. Gott befohlen!"

Marquard entfernte sich, im Hofe draußen kam Albin ihm entgegengelaufen, umarmte und küßte ihn auf's Freudigste und Beide verließen den Freihof.

„Du hast mit dem Fräulein gesprochen?" flüsterte der Kleine geheimnißvoll.

„Ja", antwortete Marquard, „d'rum gehen wir heute noch nicht heim, sondern bleiben die Nacht über in Mauerbach."

„O, o, Bruder, Du redest mir aus der Seele."

„Wir werden uns jedoch verborgen halten, damit der Baron uns fern von hier glaube."

„Bruder, was hast Du vor?"

„Ich muß heute in der Nacht mit dem Fräulein sprechen.“

„Mit Fräulein Editha?“

„Ist dies der Name der Baronesse?“

„Ja!“

„Wir wollen erwägen, wie mein Wunsch zu erfüllen sei.“

„Topp, ich bin dabei, obwohl ich nicht weiß, wie Du dazu kommst, mit dem Fräulein ....“

„Beruhige Dich, was Du nicht weißt, sollst Du noch heute erfahren, jetzt laß uns in der Schenke einsprechen, ich fühle Hunger und Durst.“

Die Brüder verfügten sich in den Schank, welcher von den im Orte einquartierten Kürassieren reich besucht war.

Sechstes Kapitel.

Der Wachtmeister und der Rekrut.

Hei, im Schank zu Mauerbach geht's lustig her, denn es war an einem Geldtage, das heißt, an einem Tage, wo die Kürassiere ihre Löhnung bekamen.

Dieser, im Soldatenkalender roth angestrichene, von den Meisten mit Sehnsucht erwartete Freudentag kehrte in regelmäßigen Zeiten in je acht Tagen nur einmal wieder, daher wurde er mit um so lebhafterer Freudigkeit empfangen und verjubilirt.

Geldtag war, wenn auch kein Feier-, so doch ein Freudentag, wo es laut und toll herging, oft so laut und so toll, daß für die anderen sieben Tage nichts übrig blieb als die Menage, trockenes Brod und zum Getränk der Gänsewein vom Stangenwirth, den man, wie die Soldaten behaupten, nicht einmal im Stiefel gern mit sich trägt, viel weniger im Magen.

Als Marquard und Albin die Schenkstube betraten, sahen sie sich nach abseitigen Plätzen um, um mit den begeisterten Reitern, die nicht immer bloß für's Vaterland stritten, in keine Kollision zu kommen.

Bei einer Musterung der Anwesenden bemerkten die Brüder in ihrer Nähe den Wachtmeister, den sie von der Werbung auf dem Burgplatze her kannten.

Die alte Kriegsgurgel saß allein an einem kleineren Tische, denn das Reglement verbot ihm jede Gemeinschaft mit den Soldaten, er überwachte seine „Schäflein" und ließ sogar von Zeit zu Zeit eine seiner

sanften Ermahnungen verlauten, diesem oder jenem zum Besten.

„Wie ich observire", ließ er sich einmal vernehmen, „will der Dommer heute sein ganzes Handgeld verschlemmen, man scheint sich zum Saufbold zu qualifiziren, wenn der bunt bemalte Buttervogel davon nicht absteht, so sollen neunundneunzigtausend Schock Donnerwetter in seinen verfluchten Schädel hineinfahren, verstanden?"

Einem Anderen rief er wieder zu: „Der Kerl kann auch schon aufhören zu löschen, weil er sonst wieder sein Pferd statt mit dem Kopfe mit dem Schwanze zur Krippe stellt. Beim Exercitium kriecht der fett gemästete Ohrwurm nicht vom Platz, und im Wirthshause sollte man meinen, er trage pures Quecksilber in seinem Geäder."

Einen Dritten winkte er zu sich, ließ ihn eine Minute lang in Position vor sich stehen und sprach hierauf zu ihm:

„Gott hat in sechs Tagen die Welt erschaffen, er hätte dies in einer Stunde effektuiren können, allein er wollte damit für die Soldaten von Hohen-Ems-Kürassier ein Exempel statuiren, daß sie nicht am

Geldtage ihre ganze Löhnung verludern, sondern sich dazu sieben Tage Zeit lassen, wer diesem Exempel nicht nachmarschirt, auf dessen Buckel soll ein ganzer Wald von Stecken entzweigedroschen werden, das merk' Dir, Du ausexercirter Wallfisch. Rechtsum, kehrt, marsch!"

Die Soldaten führten sich die Ermahnung des Vorgesetzten zu Gemüthe, die Krüge des Schankherrn an die Lippen und ließen sich Moral und Wein wohl bekommen.

Während dieser militairisch-moralischen Exercitien flüsterte Albin dem Bruder zu: „Knüpfe mit dem Wachtmeister ein Gespräch an, vielleicht erfahren wir etwas über den Rekruten, der durch seine Aehnlichkeit mit Bruder Thomas unser Interesse erregt hatte."

Marquard rückte dem Unteroffizier näher, grüßte ihn und eröffnete die Unterhaltung, indem er von den schweren Obliegenheiten der Chargen bei den Reiter-Regimentern zu sprechen begann, in welche beköderte Angel der Wachtmeister sich fortan verbiß und ein Langes und Breites aus den ihm im Reglement vorgezeichneten dreiunddreißig Observations - Punkten vortrug.

Marquard ließ ihn zu Ende kommen, wendete hierauf die Unterhaltung auf die Werbung und fragte den Wachtmeister, wie es komme, daß er heute nicht mehr am Werbetische fungire?

„Weil wir", so lautete die Antwort, „bereits am ersten Tage die nöthige Zahl beisammen hatten, daher die Werbung schon eingestellt ist." —

„So rasch?"

„Ich bilde mir darauf nicht wenig ein, man kommandire Einen hin, der nicht meine Eloquenz besitzt, und man wird in drei Tagen nicht so viel zusammenwerben, wie ich in einem. Und was für Bursche sind's? Man könnte mit ihnen Häuser einrennen! Hände wie Bären, Zähne wie Elephanten, und Buckel wie ungarische Büffel."

„Auch ich stand am Burgplatze und sah der Werbung ein Stündchen lang zu, einer von den Rekruten fiel mir besonders auf."

„Welcher denn? Vermuthlich der hagere Schreinergeselle, der Kerl sieht aus wie eine geflickte Charfreitagswurst, macht nichts, ehe acht Wochen vergehen, wird man den Holzwurm nicht mehr erkennen, der Bengel muß mit Kommisbrod förmlich geschoppt werden, wie eine Judengans ..."

„Sie irren sich, Herr Wachtmeister, der Rekrut, welchen ich meine, war unstreitig der älteste von allen — ein großer, hagerer Mann, mit schwarzem Haupthaar, er mußte bereits in der Mitte der Dreißiger stehen, und ich staunte, daß man an seinem Alter keinen Anstoß nahm.“

Der Wachtmeister drehte seinen Kopf nach Rechts und Links, daß der Hals an der steifen Binde sich roth rieb, richtete seine etwas verschobene Perrücke zurecht, damit der Zopf die vorschriftsmäßige Lage erhielt, kurz, er machte Anstrengung, sich des Angedeuteten zu entsinnen, was ihm aber nicht gelang; endlich sagte er: „Von meinen Angeworbenen überschreitet in der Regel keiner das vorgeschriebene Alter, wenn bei einem oder dem anderen für eine Ausnahme Präjudiz obgewaltet, so geschah es bei Professionisten, deren das Regiment benöthigt, wie zum Exempel bei Schmieden, Büchsenmachern, Schustern u. s. w.“

„Das Alter“, fuhr der junge Waidmann fort, „war es indessen weniger, welches meine Aufmerksamkeit auf besagten Mann lenkte, sondern vielmehr seine frappante Aehnlichkeit mit einem Klausner aus dem Halterthale . . . “

Der Wachtmeister brach in ein unmäßiges Gelächter aus und rief, dem Andern in die Rede fallend:

„Ein Klausner bei Hohen-Ems-Kürassier! In der That, der Casus wär' zu g'spaßig und verdiente aufnotirt zu werden für ewige Zeiten. Uebrigens gibt's remarkable Aehnlichkeiten, ich weiß davon zu erzählen."

Und einen der anwesenden Soldaten in's Auge fassend, schrie er im Diensttone:

„Wenn Du schon den Wein bezahlst, so laß ihn durch Deine ausgeschwemmte Gurgel in Deinen miserablen Magen hinabrinnen und nicht auf das ärarische Kamisol, welches sammt der Hose laut Spezifikation 5 Gulden und 17 Kreuzer kostet, eine Summa, die Du sammt Deiner ganzen speckigen Sippschaft nicht werth bist, Du heilloser Fleckfieder!"

Marquard glaubte zu bemerken, daß der Unteroffizier die Unterhaltung mit ihm zu beenden gedenke, und schwieg.

Wenige Minuten darauf trat einer der Rekruten in die Schankstube — die beiden Brüder, neuerdings erstaunt, sahen bald ihn, bald den Wachtmeister an, der Eingetretene war derjenige, welchen die Brüder,

so wie auf dem Burgplatze, so auch hier, für den wilden Einsiedler hielten.

Der Unteroffizier gewahrte sogleich den Eindruck, welchen die Erscheinung des Rekruten auf den jungen Waidmann und auf den blonden Jüngling ihm zur Seite hervorbrachte, und sagte daher leise: „Ist Jener dort das bewußte Individuum?"

Marquard bejahte durch eine Kopfbewegung die Frage.

Der Wachtmeister winkte hierauf den Rekruten herbei und sagte zu ihm:

„Hans Bergmann, wie alt bist Du?"

„Fünfundzwanzig Jahre."

„Er sieht zwar älter aus", wendete sich der Wachtmeister zu Marquard, „allein sein Paßport bestätigt die Angabe."

Zu dem Rekruten: „Profession?"

„Student!"

„Wir benöthigen Schreiber beim Regiment, deshalb können wir verdorbene Studenten gut brauchen."

Nach dieser abermals an Marquard gerichteten Bemerkung kehrte sich der Unteroffizier wieder dem Rekruten zu und sprach: „Hans Bergmann, besitzt

Du etwa einen Zwillings- oder sonstigen Bruder, welcher Dir markant ähnlich sieht?"

„Ich bin der einzige Sohn meiner Eltern."

„Der junge Jägersmann, den Du hier siehst, behauptet, zwischen Dir und einem gewissen Klausner im Halterthale eine merkwürdige Aehnlichkeit zu finden."

Der Rekrut sah Marquard und Albin eine Sekunde lang mit einem stechenden Blicke an, lächelte spöttisch und versetzte: „Warum sollen zwei Menschen einander nicht gleichen können?"

„So sagte auch ich", versetzte der Wachtmeister, „indessen ist eine Schelmerei nicht unmöglich und ich müßte am Ende, so ich die bezüglich der Werbung aufgestellten Observationspunkte überschritten, nicht nur das Rekrutengeld restituiren, sondern auch einen neumontirten Mann herstellen, in welchem Falle eine Million Skorpionen Dich zerstechen und zernagen sollen, Du räudiger Eselsbankhocker!"

Aus dem Auge des Rekruten flammte es jetzt wie ein Blitz, doch nur eine Sekunde lang, dann zeigte sich wieder der frühere apathische Ausdruck.

„Herr Wachtmeister", sagte er, „Sie werden durch mich nicht zu Schaden kommen, ich trage das Hand-

geld noch unberührt bei mir und habe mich anwerben lassen nicht aus Noth oder wegen begangener Schelmstreiche, sondern weil der Türkenkrieg losgeht, weil ich lesen, schreiben, reiten und fechten kann und im Heere mein Glück zu finden hoffe. Wenn Sie Mißtrauen hegen, will ich nicht nur das Handgeld, sondern auch meine Baarschaft, die freilich gering ist, bei Ihnen niederlegen, um Sie zu beruhigen."

„Behalt' Du Deine Geld", entgegnete der Unteroffizier mürrisch, „wenn es sich um einen Ersatz an das hohe Aerarium handeln wird, so ist der Wachtmeister Prokop Schebesta der Mann, ihn zu leisten; das Geld alterirt mich weniger, mir ist's mehr um die Ehre zu thun, um meine bekannte Promptitüde im Dienste, um mein Renommée! Wenn darauf ein Makel fiele, dann mag der Teufel die ganze Welt zu einem Brotlaib verkneten und die Menschen als Kümmelkörner hinein, ich werde kein Glied rühren, um den Statusquo zu erhalten. Ich will nur wissen, ob es wirklich nur eine frappante Aehnlichkeit ist, die zwischen einem von mir angeworbenen Kriegsmanne und einem im Walde faulenzenden Wurzelfresser besteht? Jetzt ist's dieser junge Mann, welchem der Casus

auffällig, in einer Stunde kommt vielleicht ein Herr Offizier und thut dasselbige, in diesem Falle muß ich vor ihm hintreten und sagen können: Herr Hauptmann, oder sonst 'was, ich habe mich mit diesem meinen eigenen Augenpaar überzeugt, daß der Gemeine Hans Bergmann und jener Kräuterkauer sich zwar unanständig ähnlich sehen, daß sie aber zwei wirklich separate Menschen sind, die sonst gar keine Gemeinschaft miteinander haben."

Bis zu diesem Momente war Albin ein stummer Zeuge der Scene, jetzt glaubte auch er das Wort ergreifen zu müssen und sprach:

„Auch ich und mein Bruder fanden es der Mühe werth, uns persönlich zu überzeugen, ob denn der Klausner sich wirklich anwerben ließ, und begaben uns von der Werbung hinweg in's Halterthal."

„Nun, was war's?" fragte der alte Soldat neugierig.

„Wir fanden den Einsiedler schlafend in seiner Zelle". —

„Habt Ihr ihn geweckt und angesprochen?"

„Nein, wir mochten ihn in seiner Ruhe nicht stören; wir wissen, daß er es nicht liebt."

Der Wachtmeister stellte sich durch die Angabe beruhigt und hieß den Rekruten sich entfernen, kaum aber hatte dieser die Schankstube verlassen, so fragte er: „Wie weit ist es bis in's Halterthal, wenn man im scharfen Trabe dahin reitet?"

„Ungefähr eine Stunde."

Der Wachtmeister schnitt eine Fratze, die auf einen schlauen Einfall hindeutete, und raunte den Brüdern zu: „Ich werde den Rekruten hier im Orte unter Aufsicht stellen und persönlich die Klause im Halterthale visitiren. Korporal Iserle!"

Der Gerufene, eine kolossale martialische Figur mit einer von der rechten Schläfe bis zum linken Ohrläpplein quer über's Antlitz laufenden fingerbreiten Narbe, welche ihn fürchterlich entstellte, trat heran.

„Befehlen, Herr Wachtmeister!

„Geheime Ordre. Der Rekrut Hans Bergmann wird von Euch streng überwacht und in seinem eigenen Quartiere nicht aus dem Aug' gelassen. — Mein Pferd gesattelt, zwei Mann, welche die Umgegend genau kennen, zum Aufsitzen bereit, Alles im Geheimen! Verstanden?"

„Begriffen!"

„Thut, wie ich befohlen."

Korporal Iserle machte rechts um und entfernte sich. Bald darauf verließ auch der Wachtmeister die Schenke.

„Ich bin begierig, das Ergebniß zu vernehmen", sagte Albin zu dem Bruder.

„Ich bedauere fast, die Angelegenheit vor dem Wachtmeister angeregt zu haben."

„Warum das?"

„Wir sind dem wilden Einsiedler zu Dank verpflichtet, er wird durch den Wachtmeister belästigt werden, vielleicht gar hierher genöthigt, um mit dem Rekruten konfrontirt zu werden."

„Du hast recht, wir hätten das früher bedenken sollen, indessen, wer konnte wissen, daß der Unteroffizier der Sache solche Wichtigkeit beilegen würde? Geschehenes läßt sich nicht mehr ändern, denken wir an unsere Angelegenheit, wir schulden uns noch gegenseitig die Mittheilung unserer Erlebnisse, tilgen wir die Schuld und entwerfen wir dann den Plan zur Ausführung Deines Vorhabens."

Die Brüder rückten näher aneinander und be-

gannen, unbekümmert um das lebhafte Treiben der Soldaten leise miteinander zu sprechen.

. . . .

Korporal Iserle, nachdem er die Anordnungen des Wachtmeisters vollzogen, begab sich in die Bauernhütte, wo der Rekrut Bergmannn im Quartier lag.

Er trat mit den Worten: „Ah, da ist er!“ auf ihn zu.

„Was befehlen, Herr Korporal?“

„Ich werde bei Dir bleiben.“

„Ihre Gesellschaft gereicht mir zur Ehre.“

„Das ist natürlich, ich bin Korporal und Du bist Gemeiner.“

„Wollen sie sich niedersetzen?“

„Ohne Zweifel, ich gehe sobald nicht von dannen.“

„Ah, Sie bleiben also über Nacht bei mir?“

„Vermuthlich.“

Bergmann lächelte und sagte: „Dann wollen wir uns die Zeit so angenehm wie möglich verkürzen.“

„Womit?“ fragte Korporal Iserle.

„Wir werden essen!“

„Meinethalben.“

„Wir werden trinken!“

„Korporal Iserle wird heute nichts mehr trinken.“

„Wir wollen eine Pfeife schmauchen.“

„Rauchen kann nicht schaden.“

Bergmann brachte zwei Pfeifen mit kurzem Rohre; er gab seinem Vorgesetzten die Ehre, stopfte dessen Pfeife zuerst und braunte sie an.

Der Korporal schlürfte das Aroma mit Wohlbehagen ein.

„Teufel! der Taback ist stark.“

„Er besitzt jedoch die Eigenthümlichkeit, daß, je länger man ihn raucht, desto milder sein Geschmack wird.“

„Meiner Treu! Du hast recht.“

Korporal Iserle rauchte fort, der Rekrut blieb beobachtend ihm zur Seite.

Siebentes Kapitel.

Der Wachtmeister visitirt die Klause im Halterthal.

Der Abend war schon im Anzuge, als der Wachtmeister Prokop Schebesta mit den beiden Kürassiren

Mauerbach verließ und auf dem Wege gegen Hütteldorf im scharfen Trabe dahinritt.

Da er den Rekruten unter verläßlicher Aufsicht zurückließ, so konnte — wie groß auch die Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Klausner sein mochte — sobald er diesen in der Einsiedelei antraf, von einem Schelmenstück keine Rede sein, und das war's, was mit seltener Hartnäckigkeit in dem alten Soldatenschädel spukte. Er konnte des Mißtrauens nicht ledig werden, obgleich ihm keine weitere Veranlassung dazu gegeben war.

Die Soldaten trabten ohne anzuhalten und ohne jedes Begegniß bis in's Halterthal, wo der Wachtmeister nach sorgfältiger Besichtigung der Gegend, in so weit die bereits herangebrochene Dunkelheit es gestattete, sich mit terrainkundigem Auge orientirte.

Das Dickicht zwang die Reiter von den Pferden zu steigen und sie am Zügel hinter sich zu führen, nach einer kurzen Abirrung von der Richtung — worüber der Wachtmeister eine Menge aus seinem beträchtlichen Vorrathe vom Schimpfwörtern vergeudete — bogen sie wieder in dieselbe ein und erreichten nach geringem Zeitverlust die Klause.

„Endlich", murmelte der Alte, „sind wir zur Stelle. Gemeiner Stranek postirt sich seitwärts vom Eingang und übernimmt die Zügel der drei Pferde, Gemeiner Spiegel begleitet mich."

Nachdem die Dispositionen getroffen waren, pochte der Unteroffizier an die Thür der Einsiedelei.

„Wer immer es sein mag", ließ drinnen eine dumpfe Männerstimme sich vernehmen, „trete ein im Namen des Herrn!"

Die Stimme war etwas schwerfällig und kam aus tiefer Brust.

„Der ist mein Rekrut nicht", dachte Prokop Schebesta und trat mit dem Kürassier Spiegel in die dunkle Klause.

Eine hohe Männergestalt in einem dunklen Pilgergewande, deren Antlitz man wegen der Finsterniß nicht zu erkennen vermochte, trat den Soldaten entgegen und sagte:

„Seid willkommen unter diesem Binsendache, obgleich Ihr mich im Gebete gestört habt."

D'rauf erwiderte Schebesta:

„Condolire, beten ist Euer Gewerbe, wie das meinige das Exercitium zu Fuß und zu Pferd, und

ich störe Niemanden muthwillig in seinen Dienstpflichten."

„Ich bin kein Ordenseremit", bemerkte die Stimme.

„Ah, Ihr dienet also außer der Linie, so eine Art von Volontair, um so honorabler; wer unobligat ist und doch punctuell den Dienst thut, wird bei uns um so höher respectirt, wie zum Exempel der hinter mir haltende Küraßier, ein exakter Mann! Bleib' ruhig in Position", fuhr er diesen an, „und halt' Deinen Pallasch an Dich, damit er nicht klirre wie alt' Eisen, oder ich werde Dich an den Ohren melken, daß Dir die rothe Milch aus der Nase schießen soll, Du vermaledeiter Meerkrebs."

„Jetzt aber habt die Güte", fuhr Schebèsta in einem Athem zu dem Besitzer der Klause fort, „habt die Güte, eine Lampe oder einen Kienspan anzuzünden."

„Wünscht Ihr die Nacht über meine Gäste zu bleiben?"

„Wir werden Euch nicht molestiren, um so weniger, da wir für unsere Pferde, deren Hufschläge Ihr hören könnt, keine Fourage mitgenommen.

„Ihr habt Euch vermuthlich im Walde verirrt?"

„Auch das nicht, wir kommen schnurgerade von Mauerbach hieher; zündet nur Licht an und Ihr werdet schon erfahren warum."

Der Einsiedler begab sich in die zweite Zelle, wo er Feuer schlug, und gleich darauf mit einer brennenden Lampe in der Hand zurückkehrte.

Bei seinem Anblicke retirirte der Wachtmeister drei Schritte weit und rief:

„O, o, o, alle Teufel!"

Und der Kürassier Spiegel hinter ihm vergaß die Dienstvorschrift, die ihm in Gegenwart eines Vorgesetzten zu schweigen befahl, so lange er nicht befragt wurde, und rief: „Hans Bergmann!"

„Welch' eine diabolische Aehnlichkeit!" brummte Schebesta.

„Was habt Ihr, worüber gerathet Ihr in Staunen?" fragte der Klausner befremdet."

„Unerhört, unglaublich!"

Zu dem Kürassier gewendet: „Spiegel, was sagst Du dazu?"

„Herr Wachtmeister, ich sage nichts, als „Deserteur."

„Spiegel, ich habe den Rekruten Hans Bergmann

unter Inspektion des Korporals Iserle gestellt, das wußtest Du nicht, denn sonst müßte ich Deine Aeußerung als eine Verdächtigung Deines Vorgesetzten ansehen und Dir ein Dutzend Jagdhiebe versetzen, Du vorlauter Maulwurf mit Sporen und Patrontasche." —

„Herr Wachtmeister", erhob jetzt der Klausner seine Stimme, „wollt Ihr mir wohl sagen, um was es sich handelt? Ich verstehe kein Wort von Allem." —

„Es ist auch gar nicht nöthig", versetzte Schebesta, „daß Ihr etwas verstehen sollt. Ich habe einen Rekruten Hans Bergmann angeworben, der, Haar, Bart und Sprache ausgenommmen, Euch vollkommen gleicht. Um mich zu überzeugen, ob man mir kein Schelmstück angethan, ritt ich hieher, und, meiner Treu! hätt' ich daheim nicht Maßregeln getroffen, ich würde glauben, Ihr seid mein Rekrut."

„Mit Verlaub, Herr Wachtmeister!" ließ Spiegel sich vernehmen.

„Rede!"

„Ich möchte mir erlauben zu bemerken, daß es gut wäre — "

„Heraus mit der Sprache!" —

„Wenn wir diesen Volontair nach Mauerbach mitnähmen . . . “

„O, Du kurzsichtiger Haifisch, meinst Du, ich hab' nicht schon d'ran gedacht? Doch es geht nicht. Dieser Wurzelfresser steht nicht unter militairischer Subordination, und einer Civilperson in Freundesland ohne Grund Gewalt anthun, ist verboten. Ueberdies hieße dies in die Verläßlichkeit des Korporals Iserle Mißtrauen setzen und dazu fehlt mir bisher jede Veranlassung. Ich habe meine Pflicht gethan und mich vor schlimmen Folgen sicher gestellt, mehr brauch' ich nicht.“

Zu dem Einsiedler: „Gott befohlen! Nichts für ungut. Aber es lohnte sich auch für Euch der Mühe, nach Mauerbach zu kommen und Euren Doppelgänger anzusehen, es ist ein merkwürdiges Stück Fleisch. Nun, setzt in Gottes Namen das Gebet, worin wir Euch gestört, fort, und wenn Ihr über ein vakantes Vaterunser disponirt, so betet es auf meine Rechnung.“

Hierauf schritt er, von seinem Begleiter gefolgt, aus der Klause.

Eine Minute später hörte man die Reiter forttraben und wieder eine Minute später kam ein Mann aus dem Walde und huschte blitzschnell in die Klause,

wo er sich vor dem Einsiedler auf die Knie warf und stürmisch seine Hand küßte.

„Seit wann bist Du hier angelangt?“ fragte der Klausner.

„Seit einer Stunde, gnädiger Herr.“

„Mir sind jetzt nur fünf Minuten Zeit gegönnt“ ..

„Nur fünf Minuten?“ —

„Hast Du ein Schreiben mitgebracht?“

„Hier ist es, Herr Graf.“

„Wie befindet sich der Herr Vater?“

„Er lebt in der Hoffnung, Sie bald in seiner Nähe zu wissen.“

„Seine Hoffnung soll ihn nicht trügen. Walter, ich muß eilends fort. Dir sind vier Tage Zeit gegönnt, Dich in Wien von den Mühen der langen Reise zu erholen, sei vorsichtig, damit Dir keine Widerwärtigkeit begegne. Nach der bestimmten Frist wirst Du hier an der bewußten Stelle ein Packet finden, welches Du dem Vater mit meinem Gruße überbringst. Du bist ein treuer, verläßlicher Diener, ich werde nie vergessen, was ich Dir schulde. Ich muß fort!“

Walter küßte noch einmal die Hand des Klausners,

dann eilte dieser fort und verschwand in Nacht und Wald.

. . . .

. . . .

Der Wachtmeister, in Mauerbach angekommen, ritt schnurgerade zur Hütte, wo der Rekrut Hans Bergmann in Quartier lag, und traf diesen und den Korporal in der Stube am Tische sitzend.

„Korporal Iserle!“

„Herr Wachtmeister!“

„Meine Ordre punctuell befolgt?“

„Wie Sie sehen!“

„Es ist gut, jetzt könnt Ihr Euch nach Hause begeben.“

Die Unteroffiziere verließen die Stube.

Der Rekrut war kaum allein, als er sich rasch erhob, die Thür von Innen verschloß und die Blenden der Fenster untersuchte. Nachdem er Alles nach Wunsch fand, zog er einen Brief hervor, dessen Siegel er sorgfältig erbrach und begann zu lesen.

Der Inhalt des französischen Schreibens lautete in getreuer Uebersetzung wie folgt:

„Mein lieber Herr Sohn,
Graf de la Tour!"

„Ich bin mit Deiner Umsicht und Thätigkeit äußerst zufrieden und danke Dir für den Eifer, mit dem Du meine Pläne unterstützest.

Die von Dir gesandten Bemerkungen und Zahlen waren für uns von äußerster Wichtigkeit und leisten uns gute Dienste.

Der Kampf wird in Kurzem entbrennen, damit erreiche ich einen Theil dessen, was ich seit Jahren anstrebe.

Wir werden siegen, alle Berechnung müßte trügen, wenn unser Feind dieses Mal nicht gedemüthiget werden sollte. Er soll endlich die ewige Wahrheit zum eigenen Schaden anerkennen müssen, daß nichts gefährlicher ist, als das Talent gegen sich herauszufordern.

Ich will nicht in den Fehler des kaiserlichen Hofkriegsrathes gerathen und Dir von Konstantinopel aus vorzeichnen, welche Märsche und Manöver Du in Wien ausführen sollst, Du wirst am besten wissen, was Dir zu thun möglich und nothwendig ist, — Du kennst meine Wünsche, Du weißt das

Ziel, dem ich zustrebe, ich rufe Dir daher nichts zu als: „In Belgrad sehen wir uns wieder!"

Belgrad, Belgrad und nichts als Belgrad!

Da der Zeitpunkt Deiner Abreise von Wien nicht mehr fern sein dürfte, so erweise mir den Liebesdienst, Dich nach einer gewissen Familie Depaul in Laxenburg zu erkundigen. Ambrosius Depaul ist Piqueur in kaiserlichen Diensten, seine Frau nennt sich Margaritha. Es liegt mir viel daran, über das Befinden der ganzen Familie Kunde zu erhalten. Die Ursache wirst Du erfahren, sobald Du mir über ihre jetzigen Verhältnisse detaillirte Mittheilungen gemacht.

Suche mir eine Liste der Generäle zu senden, welche gegen uns zu operiren bestimmt sind; richtige Beurtheilung der feindlichen Befehlshaber ist im Kriege eben so vortheilhaft, wie Kenntniß des Terrains.

Dich dem Schutze Deines Geistes und Deiner Gewandtheit überlassend, verbleibe ich, mein Herr Sohn, Dein zärtlicher Vater

Osman Pascha,
A. G. v. B."

Nachdem der Rekrut Hans Bergmann diesen Brief gelesen, verbrannte er ihn an der Lampe und ging zur Ruhe.

Achtes Kapitel.

Veronika wirbt Hilfstruppen und unterstützt die Operationen ihrer Herrin.

Nach den damaligen Vorschriften für die kaiserliche Kavallerie mußte jeder Wachtmeister außer seinem Dienstpferde sich auch „ein gutes Bagagepferd und einen Jungen halten.“

Der Bursche, welcher bei Schebesta diesen Dienst versah und mit ihm im Edelhofe bequartirt war, hieß Lorenz Wiesel, ein hübscher, lustiger Geselle, der, wie wir bereits wissen, die Aufmerksamkeit von Editha's Dienstmädchen in hohem Grade erregt hatte.

Veronika Pfeifer, obwohl sie unglaublich kleine Aeuglein besaß, verstand es doch, deren Fluidum zu

einer Art telegraphischer Korrespondenz zu benutzen, zu welcher besagter Wiesel sie herausforderte.

Die Folge dieses vieräugigen Spiels war, daß sich die Leutchen den Tag hindurch einige Male flüchtig sprachen und dann Abends im Hofraume vor der Thüre des Wohnhauses zusammentrafen.

Veronika begann die Unterhaltung.

„Euer Herr Wachtmeister ist fortgeritten, er schien Eile zu haben?“

„Sehr wahrscheinlich ist 's eine Dienst-Affaire, die ihn fortrief.“

„Und Ihr?“

„Welche Frage! Mich ließ er zurück, damit ich Zeit gewinne, Euch zu sagen, daß Ihr ein schmuckes Mäd'l seid.“

„Ein schmuckes Mäd'l, hi hi hi!“

„Warum lacht Ihr?“

„Soll ich etwa weinen, wenn man mir sagt, daß ich hübsch bin?“

„Es freut Euch also, es zu hören?“

„Na, und wie! Hi hi hi!“

„Hat es Euch der Andere noch nicht gesagt?“

„Wen meint Ihr mit dem, der Andere.“

„Den Diener des Barons.“

„Ah, den Peter, Gott verdamm' sein Herz! er hat mir's wohl auch gesagt, doch aus seinem Munde freute es mich nicht.“

„Ihr könntet mir also gut sein?“

„Warum denn nicht, hi hi hi, wenn man wüßte —“

„Ihr lacht schon wieder?“

„Soll ich nicht lachen? Hi hi hi, wenn Ihr mich umschlingt und thut, als ob Ihr mich lieb hättet.“

„Werdet Ihr mir glauben, wenn ich sage, daß dem wirklich so ist?“

„Warum denn nicht? Es wäre nicht die erste Lüge, die ich für Wahrheit kaufte.“

„Teufel, Veronika, Du bist aufrichtig.“

„Da hat man's, jetzt redet er mich gar schon mit Du an.“

„Es ist bequemer.“

„Und Du liebst die Bequemlichkeit?“

„Insoweit sie ohne Verletzung der Dienstvorschriften gehandhabt werden kann.“

„Du bist ein braver Bursche! Lorenz ist Dein Name?“

„So wurde ich getauft.“

„Du scheinst heute wenig zu Mittag gegessen zu haben?“

„Warum dies?“

„Weil Du Dich mit Küssen sättigen willst, hi hi hi.“

„Sie lacht schon wieder.“

„Und Du küssest mich schon wieder!“

„Hat der Peter Dich nie geküßt?“

„Der Peter? Gott verdamm' seinen Mund! der hätte mir kommen sollen!“

„Du scheinst ihn zu hassen?“

„Weil er nicht bloß der Diener, sondern der Späher seines Herrn ist. Wenn er jetzt daheim wäre, so wüßte morgen der gnädige Herr, daß Du mich geküßt hast, und ich müßte aus dem Hause.“

„Teufel! Auf diese Weise wird uns dieser Peter im Wege sein.“

„Wie der Kettenhund dem Diebe.“

„Wir werden der Bestie den Mund stopfen.“

„Bloß den Mund? Gott verdamm' sein Genick! Du mußt es ihm brechen.“

„Dieser Bruch wäre mir zu gefährlich! Man würde mich dafür ein wenig auf's Rad flechten und mir zum Dank meine Glieder aus der Ordnung

bringen, was eben nicht wohl thut. Mit dem Genick ist's nichts! Ich werde ein anderes Mittel finden, ihm einen Denkzettel zu geben."

„Einen Denkzettel? Hi hi hi!"

„Ich will ihm das Spähen verleiden."

„Aber heute noch."

„Du hast Eile."

„Je eher, desto lieber. Er wird bald nach Hause kommen, der Horcher, Gott verdamm' seine Ohren!"

Die jüngsten Opfer von Amor's Geschoß trennten sich einstweilen und Lorenz Wiesel begann über den für Peter bestimmten Denkzettel nachzusinnen.

Wo befand sich indessen der treue Diener seines Herrn?

Peter's Mißtrauen war leichter erregt und schwerer zu beseitigen, wie das seines Gebieters, die beiden Brüder aus Hintersdorf sollten dies erfahren.

Als Marquard und Albin den Hof verließen, behielt Peter sie im Auge und gewahrte, daß sie nicht ihren Heimweg antraten, sondern sich in die Schenke begaben. Als nun gar die Nacht anbrach und die jungen Leute keine Miene machten, Mauerbach zu verlassen, hatte es der Mißtrauische sogleich weg, daß

sie irgend einen Anschlag beabsichtigten, und er verdoppelte seine Aufmerksamkeit.

Ebensowenig, wie Peter die feindlichen Absichten Wiesel's, ahnten die Brüder die seinigen und entwarfen für die Nacht ihren Plan.

Albin entsann sich, von Editha in der vorigen Nacht gehört zu haben, daß die Fenster ihres Gemaches in den Garten gehen und sich nahe dem Gartenpförtchen befinden. Dahin zu gelangen, bedurfte man mehr Vorsicht wie Mühe, und an der ersteren sollte es nicht fehlen, da Albin während der Unterhaltung des Bruders mit dem Fräulein Wache zu halten versprach.

Bezüglich der Situation faßten die Brüder, nach gegenseitiger Mittheilung ihrer nächtlichen Erlebnisse, den Entschluß, zu erforschen, ob Editha in die Geheimnisse ihres Vaters eingeweiht sei oder nicht, im letzteren Falle solle sie auch von dem Geheimnisse im Halterthale nichts erfahren, bis die Brüder den Inhalt des sargähnlichen Behältnisses erforscht haben würden.

Der Graf von Dolabella und seine räthselhafte Aehnlichkeit mit dem Rekruten und dem Einsiedler be-

schäftigte die jungen Leute ebenfalls sehr angelegentlich, sie warteten vorerst auf den Erfolg der Visitation, welche der Wachtmeister eben in der Klause veranstaltete, und beschlossen bezüglich des Grafen bei der Marchesa Vendetta Erkundigungen einzuziehen.

Es mochte um die zehnte Abendstunde sein, als die Brüder in einem ziemlich großen Bogen den Ort umkreisten und von rückwärts bei dem Gartenpförtchen anlangten.

Albin erkletterte zuerst die Mauer, lauschte in den Garten hinein, und da er Alles ruhig und still fand, winkte er dem Bruder, ihm nachzufolgen.

Beide ließen sich hierauf von der Mauerkante, nahe dem Pförtchen, in den Garten hinab und richteten ihr Augenmerk sogleich auf die ihnen entgegenschauenden Fenster des Wohngebäudes.

Aus einem derselben fiel durch die Jalousien ein Lichtstrahl heraus.

„Dort“, lispelte Albin, „wohnt und wacht das Fräulein.“

„Bleib' auf der Hut, sei mir im Nothfalle ein Warner, wenn jedoch Alles still und ruhig bleibt, harre hier meiner Rückkehr.“

Albin hieß dem Bruder, sich auf ihn zu verlassen, und ließ sich im Schatten der Mauer auf der Erde nieder, Marquard dagegen eilte leichten Schrittes zum Fenster, klopfte leise daran, nach einer Weile öffnete sich ein Jalousienflügel, der Jägersmann schwang sich geräuschlos in's Gemach und stand gegenüber dem Fräulein von Falk.

Editha nahm zuerst das Wort.

„Ich gewähre Ihnen die verlangte Gunst, Herr Marquard", sagte sie, „obwohl ich keinen Grund weiß, der Sie veranlassen könnte, mich heute noch einmal sprechen zu wollen."

Der Ton des Fräuleins war so kalt, ihr Empfang so zurückhaltend, daß der Waidmann einen Schritt zurückwich und sprach: „Wenn irgend ein moralischer Zwang Sie zur Nachgiebigkeit vermochte, wenn Sie mich nicht kraft Ihres vollkommen freien Willens empfangen, dann erlauben Sie, daß ich mich wieder entferne. Ich habe den jetzigen Augenblick mit heißer Sehnsucht erwartet, habe darnach gelechzt, wie der Durstige nach dem frischen Quell, ich verzichte jedoch auf alle Seligkeit, sobald irgend ein Wölkchen Ihr Gemüth verdüstert."

„Bleiben Sie", versetzte Editha mit einem fast befehlenden Tone, „mir ward schon einmal Gelegenheit, Ihren trotzigen Sinn kennen zu lernen, und ich mag ihn nicht abermals herausfordern. Sprechen Sie."

„Ich bleibe, da Sie es wünschen, Fräulein, doch zu sprechen vermag ich nicht; man setzt junge Blumen nicht dem Reif aus, sondern läßt sie im sicheren Glashause stehen, bis der Sonne Glut deren Wachsthum zu fördern verspricht."

„Ich verstehe ihr Gleichniß nicht", sprach Editha aus beklommener Brust."

„Ihre gepreßte Stimme", entgegnete Marquard schonungslos, „verräth mir das Gegentheil."

Das Fräulein richtete einen vorwurfsvollen Blick auf ihn und sagte: „Fahren Sie nur fort, den Vortheil ihrer Position zu mißbrauchen."

Der junge Mann glaubte in diesen Worten die Lösung zu Editha's verändertem Benehmen zu finden und entgegnete rasch: „Der Himmel weiß es, daß die unmännliche Denkungsart, deren Sie mich beschuldigen, mir fremd ist. Sie davon zu überzeugen, gibt es nur einen Weg, der von Ihnen fort und niemals wieder

in Ihre Nähe führt. Ich werde ihn betreten. Leben Sie wohl."

„Bleiben Sie!" rief die Jungfrau, „ich will nicht, daß Sie sich entfernen, bevor Sie zur Erkenntniß Ihres Unrechts gekommen."

„Ich gebe zu", antwortete Marquard sanft, „daß mein Drängen um eine Unterredung mit Ihnen voreilig und nicht ganz rücksichtsvoll geschah, ich sehe jetzt ein, daß ich zu bedenken vergaß, welchem Verdachte ich mich damit blosstellte, allein ist die Macht, welche mich so handeln ließ, nicht auch zu erwägen? Zählen Gefühle so gering, daß sie nicht eine Handlung entschuldigen sollten, die vielleicht unüberlegt, aber keineswegs schlimm ist? Auf die Gefahr hin, von Ihnen abermals verkannt zu werden, schwöre ich Ihnen, daß nur mein Herz und nichts wie mein Herz mich den Wunsch, Sie heute noch einmal zu sehen, aussprechen ließ, Ihr Urtheil verdamme also die bewegenden Gefühle, spreche jedoch den Charakter des Mannes frei."

„Sie erkennen Ihr Unrecht, das freut mich; Sie suchen es durch Gefühle zu entschuldigen, damit geben Sie Ihrem Charakter, den Sie doch vertheidigen wollen, ein schlechtes Zeugniß. Ein Charakter, der

so schwach ist, jungen Gefühlen sich zu beugen, statt ihnen zu widerstehen, verräth wenig Stärke."

„Sie schätzen die Macht der Gefühle nach ihrem Alter, das, Fräulein, kann nicht Ihr Ernst sein, denn dieser Anschauung gemäß, müßten die Gefühle greiser Menschen, weil die ältesten, die mächtigsten sein, was doch gewiß nicht der Fall ist. Hoch oben von der wolkenumhüllten Felsenspitze löst ein Schneestäubchen sich los, eine Viertelstunde später ruht unten im Thale unter der Lawine Wucht ein Dorf. So lösen im Herzen Gefühle sich ab und schwellen im Fluge zu Leidenschaften an."

„Erlauben Sie, daß ich Ihr Gleichniß fortsetze", sprach jetzt Editha, „der Frühling bricht in's Land, der Sonnenstrahl gewinnt an Glut und die Lawine schmilzt und zerrinnt; so auch vergehen die Leidenschaften, wenn erst der Geistesstrahl an Kraft und Macht zugenommen."

„Sie haben recht", ergänzte Marquard wehmüthig, „Sonnenglut macht die Lawine zerrinnen, doch die Menschen, die sie verschüttet, bleiben todt, todt für immer."

Das Fräulein, von dem Ton des jungen Mannes

unwillkürlich ergriffen, betrachtete ihn mit forschendem Blicke und sagte hierauf mit Wärme:

„Sie sprachen von Gefühlen, ich läugne deren Rechte nicht und gebe zu, daß Sie die bewegende Kraft Ihrer Bitte sein mochten, doch Sie führten mir auch die zerstörende Gewalt der Leidenschaft im Bilde vor, wozu dies? Soll ich etwa bei Ihnen an eine Leidenschaft von gestern glauben? Würde eine solche Ihrem Herzen zur Ehre gereichen? Sie sahen mich gestern unter Verhältnissen, die Ihnen immerhin einiges Interesse für meine Wenigkeit einzuflößen geeignet waren, heute sprechen Sie schon von Gefühlen und eröffnen mir die keineswegs lockende Aussicht auf Leidenschaften. Herr Marquard, ich wünsche und hoffe einem Manne gegenüber zu stehen, der die Kraft besitzt, Gefühle zu leiten und zu lenken, stürmische Wünsche zu bewältigen und den Flug der Phantasie durch den Hemmschuh des Verstandes zu mäßigen, lassen Sie mein Wünschen und Hoffen sich erfüllen und ich werde meine heutige Nachgiebigkeit segnen."

Der junge Waidmann faßte heftig die weiche, zarte Hand und bedeckte sie mit Küssen, was das Fräulein lächelnd geschehen ließ.

„Sind Sie mit mir zufrieden?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ihre Güte entzückt mich; Ihr ganzes Wesen bezaubert mich!“

„Möge der Zauber niemals schwinden! Herzen, die wie Wachs für leisen Druck empfänglich sind, theilen mit ihm auch die Eigenheit, daß eine eben nur geringe Kraft hinreicht, empfangene Eindrücke zu verwischen.“

„Sie mißtrauen meiner Standhaftigkeit?“

„Bevor ich vertraue oder mißtraue, muß ich prüfen.“

„Ich unterwerfe mich ganz Ihrem Willen.“

„Beginnen Sie damit, daß Sie sich entfernen.“

„Sie heißen mich ziehen, ohne mir den Trost des baldigen Wiedersehens zu bieten?“

„Ich zweifle nicht, daß wir uns wiedertreffen.“

„Bevor ich scheide, erlauben Sie mir, Sie im Namen meines Bruders um die Beantwortung einer Frage zu ersuchen. Woher kam gestern Ihr Herr Vater, als er Albin auf der Straße hieher traf?“

„Der Vater war bei der Tante in Wien zu Besuche“, versetzte Editha unbefangen, „in Hütteldorf traf

er mit Peter zusammen, welcher von dort im Tragekorb eine Kiste mit Porzellangeschirr abholen sollte, der Weg war jedoch ein vergeblicher, die Kiste ist noch nicht angekommen."

Marquard entnahm der Art, wie Editha ihm die Mittheilung machte, daß sie mit diesen Angaben von ihrem Vater getäuscht worden sei, mithin keine Kenntniß von dessen Geheimniß besitze.

Er dankte ihr für die Antwort und trat an's Fenster, um seinen Weg wieder durch dasselbe zu nehmen, als Albin von draußen ihm leise zulispelte, noch einige Minuten zu verweilen.

Das Licht im Gemache erlosch.

Der Grund, welcher den Jüngling zu dieser Warnung bewog, wurde durch Lorenz Wiesel veranlaßt, was wir sogleich erzählen werden.

Peter hatte — wie bereits erwähnt — seine Aufmerksamkeit in Betreff der Brüder verdoppelt, er gewahrte daher, wie sie auf einem Umwege dem Edelhofe sich näherten und in der Nähe des Gartenpförtchens die Mauer überstiegen.

„Der Besuch gilt dem Fräulein", dachte der

Späher und machte sich behende auf, seinen Gebieter davon in Kenntniß zu setzen; als er jedoch durch das Hauptthor in den Hof trat, stellte sich ihm Lorenz Wiesel entgegen.

Veronika stand als Lauscherin hinter der Hausthüre.

„Herr Peter!"

„Was giebt es?"

„Habt die Güte, mir in den Stall zu folgen."

„Ich muß vorerst zum Baron."

„Ihr bedürft nur weniger Minuten."

„Was giebt es denn?"

„Eines von den Pferden liegt darnieder."

„Ah, was liegt am Pferde, ich muß zum Baron."

„Oho, Herr Peter, bei einem braven Reitersmanne kommt früher das Pferd und dann erst der Mann."

„Ich bin aber kein Reiter."

„Mein Gott! so kommt doch, Ihr haltet mich umsonst auf."

„Zum Teufel! ich denke, Ihr raubt mir die Zeit und nicht ich Euch."

„Ich raube? Herr Peter, ich dien' im kaiserlichen

Heere, wenn auch nur als Bursche, so hab' ich doch Ehre im Leib. Ihr dient einem Baron, ich einem Wachtmeister von Hohen-Ems-Kürassier, Ihr geht zu Fuß, und ich bin stets zu Pferde, stehe daher höher im Range, wie Ihr. Ihr habt mich einen Räuber gescholten, der Teufel soll mich zerreißen, wenn ich Euch das verzeihe!"

„Mensch, Ihr seid berauscht!"

„Wär' ich berauscht, so streckte ich meine Rechte aus und versetzte Euch eine Maulschelle." —

Peter, auf dessen linker Wange im Nu eine Ohrfeige brannte, taumelte zwei Schritte zurück.

Veronika hinter der Thüre rieb sich entzückt die rauhen Hände und murmelte: „Gott verdamm' seine Backen!"

„So aber", fuhr Lorenz fort, „bin ich völlig nüchtern, es fällt mir daher nicht ein, Euch zu kränken. Wär' ich berauscht, ich faßte Euch an der Perrücke" —

„Gott verdamm' seine Haare!"

„Zu Hilfe, der Mensch ist verrückt!"

„Früher berauscht, jetzt soll ich verrückt sein? Nun ist meine Langmuth zu Ende. Als Berauschter hätt' ich Euch bloß geohrfeigt, als Verrückter muß ich Euch klopfen!"—

„Gott verdamm' seinen Buckel."

In diesem Momente kehrte der Wachtmeister von der Visitation der Klause im Halterthale zurück.

„Was geht da vor?"

„Herr Wachtmeister", begann Wiesel, „ich hab' gehorsamst zu melden, daß dieser Civilist, der mir im Range nachsteht, sich unterfangen hat, mich einen Räuber, einen Trunkenbold und einen Verrückten zu schelten ..."

„Teufel!" brummte Schebesta, „kaum kehrt man den Rücken, so excedirt das Lumpenvolk und balgt sich herum, wie Hunde und Katzen. Wie kann sich so ein Meerkalb im Tuchgewande unterfangen, meinen braven Burschen, der sich in der Regel nur am Sonntage betrinkt, als ein miserables Subjekt fürzustellen? Wenn der Lorenz wahr redet — und er lügt nur einmal im Monate, das ist, wenn er zur Beichte geht — so will ich dieses Menschenfleisch im Hasenbalg traktiren, daß es mit den Zähnen eine Stunde lang den Teufelszapfenstreich schlagen soll!"

„Gott verdamm' sein Gebiß!"

„Herr Wachtmeister, ich bitte auch mich anzuhören. Euer Bursche ist ein Händelsucher!" —

„Keine neue Injurie!“

„Ich war auf dem Wege zu meinem Gebieter, um ihm zu melden, daß Leute in den Garten stiegen, da stellte Euer Bursche sich mir entgegen.“ —

„Wenn's sonst nichts ist“, entschied der Wachtmeister, „dann untersuchen wir den Garten, am Ende sind's Hundsfötter vom Rekrutenvolk, die 'was mausen wollen.“

Schebesta, Peter und Wiesel machten sich nun auf den Weg nach dem Garten.

Es muß hier bemerkt werden, daß der Streit zwischen den beiden Dienern, um die Ruhe des Hauses nicht zu stören, mit gedämpfter Stimme geführt wurde, daher Albin wenig von dem Wortwechsel hörte und dem — was ihm allenfalls zu Ohren kam, keine Bedeutung beilegte, mindestens nicht so viel, um deshalb den Bruder in seiner Unterhaltung mit dem Fräulein zu stören.

Als jedoch die drei Männer in den Garten kamen, wurde er aufmerksam, und da Marquard fast gleichzeitig den Rückweg antreten wollte, warnte er ihn.

Als die drei Männer unter den Fenstern des

Fräuleins anlangten, lispelte Peter: „Ich habe Grund zu vermuthen, daß Jemand hier eingestiegen ist, der eine Jalousieflügel ist, wie Ihr bemerken könnt, offen. Habt die Gefälligkeit, hier einige Minuten zu verweilen, ich eile zurück in's Haus, um den Herrn Baron zu wecken, damit er die Gemächer des Fräuleins durchsuche."

Der Wachtmeister versprach zu bleiben und Peter eilte hinweg.

Kaum war er fort, so schlüpfte Albin hervor und redete den Unteroffizier an.

„Um Gott! Herr Wachtmeister, lassen Sie meinen Bruder, der sich drinnen befindet, passiren."

Wiesel schloß sich dieser Bitte an, seinen Herrn in wenigen Worten informirend.

Schebesta, dessen Sympathien sich seinem militairischen Charakter zu Folge stets auf Seite des schwächeren Geschlechtes schlugen und dem es jedes Mal Vergnügen gewährte, einer Civilperson eine Nase zu drehen, besonders wenn es sich um ein Liebesabenteuer handelte, willigte um so rascher ein, da er in dem jungen Menschen Einen von den Beiden erkannte, die ihn Nachmittags in der Schenke auf die Aehnlichkeit

seines Rekruten mit dem wilden Einsiedler aufmerksam gemacht hatten.

Albin rief nun den Bruder leise heraus und während Marquard durch's Fenster stieg flüsterte Schebesta dem Jünglinge zu: „Sagt Euerem Bruder, daß ich den Einsiedler getroffen und gesprochen habe, die Aehnlichkeit mit Hans Bergmann ist frappant, doch von einer Schelmerei ist keine Rede."

Marquard und Albin dankten dem Unteroffizier für seine Gefälligkeit und hatten den Garten bereits im Rücken, als der Baron und Peter in den Gemächern des Fräuleins erschienen und eine erfolglose Durchsuchung veranstalteten.

Die alte Kriegsgurgel und sein Bursche hatten Mühe, das Lachen zu unterdrücken, nahmen für die gehabte Mühe den Dank des Barons in Empfang und begaben sich dann zurück in den Hof.

„Lorenz", murmelte Schebesta seinem Burschen zu, „ich ignorire den Exceß, dieweilen Du ihn im Interesse einer junger Frauensperson verübt; denn sonst hätt' ich Dir noch heute fünfundzwanzig Jagdhiebe aufgemessen, Du verkrüppelter Schnapphahn und Calefactor!"

Veronika, mit dem Erfolge ihrer Operation zufrieden, warf Peter für heute den letzten haßerfüllten Blick zu und brummte vor sich hin: „Gott verdamm' seine Milz."

Neuntes Kapitel.

Marquard und Albin enthüllen das Geheimniß im Halterthale und stoßen auf ein neues Räthsel.

In dem Herzen Marquard Depaul's zog der Liebesfrühling in seiner ganzen Herrlichkeit ein, die Blüthezeit seines Lebens brach an und wie draußen im grünen Wald ertönte in seiner Brust hundertstimmiger Gesang.

Dem Geiste des Dichters, welcher das schöne Lied sang von: „Zwei Seelen und Ein Gedanke, zwei Herzen und Ein Schlag", schwebte eine Liebe vor, die bereits ihre Gegenliebe fand; was aber ist die Liebe,

wo diese noch fehlt, wo nur Eine Seele denkt und Ein Herz schlägt?

Marquard liebte Editha, und das Fräulein hatte wohl den Samen süßer Hoffnung in seiner Brust ausgestreut — und wer weiß es nicht, wie rasch dieser Same im Liebesfrühlinge gedeiht — allein noch war ihm keine Gewißheit der Gegenliebe geworden, das beglückende Geständniß fehlte, die zweite Seele dachte noch nicht laut und das zweite Herz schlug noch heimlich.

In dieser Epoche der Liebe — denn jede Herzensgeschichte hat ihre Epochen wie die Weltgeschichte — wird die junge Liebe auch von den Nachtfrösten des Zweifels bedroht, nebst den Wonnen des himmlischen Gefühls zittert Unruhe durch die Brust.

Marquard, gewohnt im zärtlichen Einverständnisse, in brüderlichster Vertraulichkeit mit Albin zu leben, trug diesmal gerechte Scheu, den Jüngling zum Vertrauten seiner Gefühle zu machen, um ihm nicht den gefährlichen Schleier zu lüften vor dem Herzensapparate, der in sich das elektrische Fludium birgt, den Blitz, der zündet und reiniget, der vom Himmel kommt und das Herz in majestätischer Pracht erleuchtet.

Aber Albin, wunderbar begabt mit dem Instinkte eines erfahrenen Mannes, erkannte doch schon am ersten Tage des Daheimseins an der Gedankenschwere und Wortleere des Bruders, daß irgend etwas, was er ihm verheimliche, Marquard's Geist beschäftige, und nicht gewohnt — wie er selbst gestand — die Zunge in Fesseln zu legen — begann er zu forschen und in den älteren Bruder um Mittheilung zu dringen.

Marquard versuchte Anfangs in Abrede zu stellen, was der Jüngling wahrzunehmen behauptete, als jedoch dieser damit sich nicht zufrieden gab, sagte der andere zu ihm:

„Nun ja, es sei, wie Du sagst, ich trage etwas mit mir im Geiste herum, was Dir zu wissen überflüssig ist."

„Das kann ich nicht gewähren lassen", erwiderte Albin hartnäckig, „es gibt nichts in der Welt, was für den Bruder zu wissen überflüssig wäre, wenn es den anderen so ernstlich beschäftigt."

„Du bist ein eigensinniges Kind!"

„Du willst sagen, ein eigensinniger Mensch, meinethalben, indessen, es lohnt sich wohl der Mühe, es zu

sein, wenn es gilt, das Geheimniß meines älteren Herrn Bruders zu erfahren."

„Wer sagt Dir, daß es sich um ein Geheimniß handele?"

„Deine Verschlossenheit."

„Auch das zugestanden; kann es nicht Dinge in der Welt geben, die ein Mensch in Deinem Alter nicht erfahren darf?"

Albin stutzte, dachte einige Augenblicke nach und sagte hierauf traurig: „Es ist möglich, daß es dergleichen Dinge gibt, ich werde Dich nicht mehr belästigen!"

Er ging aus der Stube und Marquard sah ihn den Vormittag hindurch nicht wieder.

Beim Mittagsmahle herrschte, wie noch nie, Verstimmung. Albin sprach gegen seine Gewohnheit nichts, es war dies das erste Wölkchen, welches die Reinheit des brüderlichen Himmels trübte.

Endlich brach der Jüngling das Schweigen.

„Bruder Marquard, ich werde heute noch nach Mauerbach gehen."

„Was hast Du dort zu suchen?"

„Ich muß mit Fräulein Editha sprechen."

„Was willst Du von Editha?"

„Ich werde sie fragen, was Dir fehle?"

„Du willst sie fragen?"

„Sie muß es wissen, denn seit Du sie kennst, bist Du verändert."

„Ich kenne das Fräulein kaum vierzig Stunden lang."

„Um so schlimmer; wenn diese Spanne Zeit schon eine solche Umwandlung hervorrief, wie wird es mit Dir in acht Tagen oder noch später aussehen?"

Marquard lachte.

Albin schielte ihn von der Seite an und sagte noch ernsthafter wie früher: „Jetzt lacht er!"

„Wenn Du nur wüßtest, wie unendlich kindisch Du bist."

„Bah, so sprecht Ihr Alle, auch das Fräulein sagte dies, als ich sie bat, ihr Vetter sein zu dürfen."

„Um was batest Du Editha?" fragte Marquard befremdet.

„Ich erzählte ihr, daß unseres Nachbars Rose einen Vetter besitze, den die Nachbaren ihren Liebsten nennen."

„Ah, ah . . . was weiter?"

„Da nun das Fräulein viel hübscher als die Rose ist, so meinte ich, sie müsse doch auch einen solchen Vetter haben, und bat sie, mich dazu zu wählen.

„Nun, was erwiderte sie darauf?“

„Sie lachte ausgelassen.“

„Ich begreife das“, lachte nun auch Marquard seinerseits.

„Warum findest Du ihr Lachen in der Ordnung?“

Marquard besann sich ein wenig und erwiderte dann: „Weil das Fräulein bereits auf dem Wege ist, einen Vetter zu bekommen.“

„O, o! Und wer ist dieser Mensch?“

„Dieser Mensch bin ich.“

„Bruder Marquard . . . “

„Und jetzt weißt Du auch mein Geheimniß.“

„Das ist's, sonst nichts? Jetzt möchte ich wissen, warum ein Mensch in meinem Alter so 'was nicht erfahren soll? Du bist also Fräulein Editha's Liebster?“

„Ihr Vetter!“

„Nun ja, die Leute nennen es „Liebster.“

„Ich hoffe es zu werden.“

„Das sollst Du auch. Sobald ich mit dem Fräulein zusammentreffe, werde ich zu ihr sagen: „Es

freut mich, daß Sie wenigstens meinen Bruder zum Liebsten genommen haben, da Sie mich ausschlugen." —

„Du wirst mit dem Fräulein nicht davon sprechen, weil sie Dich noch lächerlicher finden würde."

„Meinst Du? Dann muß ich freilich schweigen, denn so oft das Fräulein über mich lacht, ärgere ich mich, während ich zum Beispiel über Dein Lachen nicht empfindlich bin. Woher rührt das?"

Marquard hütete sich, den Jüngling darüber aufzuklären, sondern antwortete nach kurzem Besinnen: „Weil das Fräulein eine Fremde ist."

„Das ist's nicht, die Ursache muß eine andere sein."

Um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, sagte Marquard: „Da ich Deinen Gang nach Mauerbach nicht billige —"

„So werde ich daheim bleiben, willst Du wohl sagen?"

„So wirst Du mich begleiten."

„Wohin gehst Du?"

„Wir wollen das Geheimniß im Halterthal lüften."

„Das ist ein kluger Gedanke. Wann machen wir uns auf den Weg?"

„Sogleich, wir nehmen bloß ein Bündel mit Beil, Stricken und Haken mit.“ —

„Feuerzeug und Laterne nicht zu vergessen. Mir brennen schon die Sohlen, das Geheimniß des Herrn Barons kennen zu lernen.“

„Die heutige Nacht wird es Dir enthüllen.“

Albin war zufrieden, die Verstimmung gewichen, der brüderliche Himmel prangte wieder in ungetrübter Heiterkeit.

Die Brüder machten sich wegfertig und traten ohne Verzug die Wanderung nach dem Halterthal an.

Seit Albin das Geheimniß seines Bruders kannte, machte sich wieder seine frühere Redelust geltend, und er ließ dem Jünglein freien Lauf, welches sich heute ausschließlich mit dem Fräulein von Falk beschäftigte.

Marquard ließ ihn ungemahnt fortschwatzen und hing den eigenen Gedanken nach, deren Gegenstand freilich auch kein anderer war.

Die Zeit verstrich daher unbemerkt, und der Weg dünkte den Brüdern noch nie so kurz wie heute.

Die Dunkelheit war schon angebrochen, als sie in der Nähe der Klause anlangten; der Ort weckte den Gedanken an dessen Bewohner, doch die Brüder

vermieden es — bevor sie ihren Zweck erreicht, sich der Einsiedelei zu nähern, um die Aufmerksamkeit des Klausners nicht auf sich zu lenken.

Die Stelle, wo die bewußte Buche stand, war bald erreicht.

Albin umkreiste rasch den Stamm, blickte spähend hinauf und sagte dann: „Es scheint noch Alles zu sein, wie wir es vor drei Nächten verließen. Wenn Du nicht müde bist, schreiten wir sogleich an die Arbeit.“

„Wozu diese Hast?“ entgegnete Marquard, „wir versäumen nichts, wenn wir noch ein Stündchen warten.“

Albin kannte seinen Bruder zu gut, um aus dieser Bemerkung nicht den Gedankenkreis zu erkennen, worin er sich bewegte; er sah ihn daher überrascht an und sagte: „Du scheinst im letzten Augenblicke Deinen Entschluß geändert zu haben?“

„Mein Entschluß“, entgegnete der Aeltere, „steht noch aufrecht; es sind jedoch Bedenken in mir erwacht.“ —

„Welche Bedenken?“

„Ob, was wir vorhaben, auch recht ist? Ge-

schehenes läßt sich nicht mehr ungeschehen machen, darum heißt 's erwägen, bevor man an's Werk schreitet."

„Wahrhaftig, ich wüßte nicht, was es da noch zu erwägen gäbe?"

„Halten wir uns die Thatsache nackt vor Augen."

„So nackt, als es Dir beliebt."

„Der Baron Falk hat in dem hohlen Stamme dieser Buche einen verhüllten Gegenstand verborgen."

„Den ich für einen Sarg halte."

„Angenommen, Du täuschest Dich nicht, so kann auch in dem Sarge Gold oder Goldeswerth verborgen liegen; der Baron mußte ein Behältniß von der länglich schmalen Form wählen, damit es in der Aushöhlung des Baumes Raum finde."

„Ich glaube Dich zu verstehen, Bruder, indessen fahre fort."

„Ich frage Dich also, welches Recht besitzen wir, dem Geheimnisse eines Dritten nachzuspähen?"

„Einem Geheimnisse, mitten im Walde verborgen", rief Albin, „und dabei solche spitzfindige Bedenken! Sieh', Bruder, ich raisonnire anders. Der Freiherr von Falk wohnt in Mauerbach, einem Orte, weit und breit von Berg und Wald umgeben. Wie kommt es

nun, daß er sein Geheimniß bis in's Halterthal trug, er hätte doch wahrlich in der Nähe hohle Bäume genug gefunden, seinen Schatz oder was es sonst ist, zu verbergen?"

„Nun, was schließest Du daraus?"

„Daraus schließe ich auf die Motive der Handlung und komme zu dem Ergebnisse, daß wir nicht nur kein Unrecht begehen, sondern daß es sogar Pflicht ist, einem Geheimnisse nachzuforschen, hinter welchem möglicher Weise ein Verbrechen verborgen liegen kann."

„Der Baron mag ein rauher, ein strenger Mann sein, doch wie ein Verbrecher sieht er mir nicht aus."

„Ich bin entfernt, es zu behaupten, sondern sprach nur von der Möglichkeit; ist's dem nicht so, um so besser."

„Angenommen, wir finden in dem Behältnisse einen Schatz, was dann?"

„Ich nehme gar nichts an oder aus, lieber Bruder! Sobald wir den Inhalt des Behältnisses kennen gelernt haben, schließen wir es wieder so gut, als wir können, und bringen es an seine vorige Stelle. Dem Funde gemäß richten wir dann unser ferneres Verhalten ein."

„Und Du versprichst mir, nach genommener Einsicht

gegen meinen Willen in dieser Sache nichts zu unternehmen?"

„Habe ich je etwas gegen Deinen Willen gethan?"

„Ich wünsche für diesen Fall Dein ausdrückliches Wort."

„Ich gebe es Dir."

„Dann schreiten wir an's Werk."

Die Brüder gingen in ähnlicher Weise vor, wie der Baron und Peter, als diese das Behältniß in die Aushöhlung des Baumes hinabgelassen hatten.

Beide erkletterten den Stamm und überzeugten sich, daß oben Raum genug war, das mitgebrachte Seil um das Behältniß zu schlingen und daran zu befestigen.

Marquard klopfte mit dem Rücken des gekrümmten Mittelfingers an die Wand, um zu erkennen, ob das Behältniß von Holz oder Metall, ob es gefüllt oder leer sei.

Der dumpfe, klanglose Ton ließ Beides zweifelhaft.

Nachdem das Seil befestigt war, begannen die Brüder zu heben, und das Behältniß, obwohl von ziemlicher Schwere, bewegte sich aus seinem Lager.

Wohl bedurfte es von beiden Seiten der ganzen

Kraft, um es aus der Höhlung zu bringen, doch war damit der schwierigste Theil der Arbeit vollbracht.

Bald ruhte das Behältniß am Fuße des Stammes auf dem Boden, und Albin befreite es von dem umhüllenden Tuche.

„Nun Marquard", lispelte er, „hatte ich Recht oder nicht?"

„In der That, das Behältniß sieht aus wie ein Sarg, seine Dimensionen sind jedoch zu groß dazu, es gäbe denn noch Riesen, deren einer darin ruhen sollte. Der unbestimmte Ton, wenn man daran klopft, rührt wahrscheinlich von einer metallenen Fütterung her."

„Und das erklärt auch die ungewöhnliche Schwere."

„Nun will ich das Licht in der Laterne anzünden und den Deckel öffnen. Du wirst mir leuchten, doch mit Vorsicht, damit man das Licht aus der Ferne nicht wahrnehme."

„Sei außer Sorge, ich weiß schon, wie ich's anstelle."

Albin verdeckte die Laterne derartig, daß nur deren eine Seite unverhüllt blieb und das Licht gerade

auf jene Stelle fiel, wo Marquard eben mit dem mitgebrachten Beile den Sargdeckel lüftete."

„Es fällt mir auf", bemerkte der Jüngling leise, „daß der Sarg nicht sorgfältiger und fester verschlossen ist."

„Der Baron", antwortete Marquard, „scheint einzig und allein dem guten Versteck vertraut zu haben. Ist dieses einmal entdeckt, mochte er gedacht haben, dann mag der Verschluß noch so fest sein, der Sarg bliebe doch nicht ungeöffnet."

Nach dieser Rede schob Marquard den Deckel bei Seite.

Die neugierigen Brüder gewahrten den reichen Faltenwurf eines weißen Tuches.

Nicht ohne Gemüthsbewegung lüftete Marquard die Hülle, und ein Laut der Ueberraschung und des Schreckens drang über seine, wie über Albin's Lippen.

Der innere Raum des Behältnisses war in vier Theile getheilt: ein kleiner an der Kopfseite von der Form eines regelmäßigen Würfels enthielt eine Krone; in einem zweiten, diesem gleich, ruhte ein Reichsapfel; der noch übrige Raum war der Länge nach in zwei

Fächer getheilt, in deren einem ein Scepter, in dem anderen ein alterthümliches Schwert lag.

Die Brüder blickten sich sprachlos an.

Krone und Insignien von edlen Metallen waren mit Juwelen verziert, dieses unscheinbare Behältniß umfaßte ohne Zweifel einen Werth, der einem kleinen Schatze gleichkam.

Jeder der Brüder hatte sich vor dem Oeffnen des Behältnisses über dessen Inhalt seine eigenen Ideen gebildet; so mannigfaltig diese nun waren, so kam doch keine einzige davon der Wirklichkeit nahe; daß dieser unscheinbare hölzerne Sarg die Symbole der höchsten irdischen Macht umschließe, lag in der gegenwärtigen Situation außerhalb aller menschlichen Muthmaßung.

Kein Gegenstand der Welt, wenn auch noch so fürchterlich, noch so Entsetzen erregend, hätte vermocht, das stets muthige, entschlossene Paar in Schrecken zu versetzen; was sie hier fanden, bewirkte es im vollsten Maße.

Krone, Scepter, Reichsapfel und Schwert in einer einfachen Kiste und diese wieder hier mitten im Walde in einem hohlen Baumstamme unter einem dürftigen

Laubdache mit dem Geheimnisse als einzigem Kronen-wächter!

Nicht bloß die Gegenstände, sondern auch die Umstände, unter welchen sie dieselben fanden, erfüllten die Brüder mit einer nie gefühlten Angst.

Wenn etwas davon Zeugniß gab, so war es das gänzliche Verstummen Albin's, dem sonst keine Gefühlserregung so leicht sein Redewerk zu sperren vermochte, der aber jetzt todtenblaß am Sarge stand und kein Auge von dessen Inhalt verwandte.

Der Ruhe und Bedachtsamkeit Marquard's gelang es, sich, den Schrecken bewältigend, zuerst wieder emporzurichten.

Er verhüllte den kostbaren Sarg-Inhalt wie vorher und begann den Deckel zu befestigen.

Albin verlor wunderbarer Weise noch kein Wort.

Das von Marquard beim Schließen des Sarges gemachte Geräusch war das einzige, welches das unheimliche Schweigen des Waldes unterbrach.

Nachdem das Behältniß auch von Außen mit der Decke umhüllt und mit dem Seile umschlungen war, brachten es die Brüder, in derselben Weise verfahrend wie der Baron und sein Diener, nach dem früheren

Versteck; damit zu Stande gekommen, wurden die mitgebrachten Werkzeuge wieder zu einem Bündel geschnürt und das Licht in der Laterne ausgelöscht.

„Bruder Marquard", bat der Jüngling, „laß uns ein wenig ausruhen, heute bin ich ermüdet, ich vermag jetzt keinen Schritt weiter zu thun!"

Er, der neulich, nachdem er von Hintersdorf nach Wien und von Wien in's Halterthal zu Fuße gewandert, auf die Frage seines Bruders: ob er ermüdet? schnell erwiderte: „Spare Deine Frage, bis wir daheim anlangen, und ich werde sie mit „Nein" beantworten", er gestand heute nach einem viel kürzeren Wege, er vermöge keinen Schritt weiter zu thun.

Die Angst war dem kleinen Menschen in die Glieder gefahren.

Kaum hundert Schritte von dem inhaltschweren Baume setzten sich die Brüder auf den Boden nieder.

„Bruder Marquard", ließ Albin sich jetzt wieder, aber völlig eingeschüchtert und kleinlaut vernehmen, „ich meine es wäre besser gewesen, wir hätten dem Geheimnisse in diesem Walde nicht nachgeforscht."

„Wir hätten uns Mühe und Unruhe erspart", antwortete Marquard, „und Du magst aus dem Falle

die Warnung schöpfen, der Neugierde stets einen Zaum anzulegen, wir hätten den alten Spruch von dem Feuer, das Einen nicht brennt, beherzigen sollen."

„Und trotz der Mühe und Unruhe", klagte Albin weiter, „haben wir nicht einmal unseren Zweck erreicht. Ist unsere Neugierde befriedigt? Nein! Ein Geheimniß haben wir enthüllt und auf ein Räthsel sind wir gestoßen."

„Ja, ein Räthsel ist's!"

„Wie kommt der Baron zu diesen Dingen, die man doch auf keinem Markte feil bietet, wie silberne Schüssel oder goldene Becher?"

„Nicht bloß, wie er dazu kommt? ist hier die Frage, sondern auch, was er damit beabsichtigt und warum er sie hier verbirgt? Ach, wenn ich doch allein diesem unseligen Geheimnisse nachgeforscht hätte!"

„Du mißtrauest meiner Verschwiegenheit?

„Ich zittere vor jeder Gefahr, die Dich bedrohen könnte."

„Du sprichst von Gefahr?"

„Du bist zu jung, um die Lage zu begreifen. Man spielt nicht mit Kronen und mit Sceptern; was wir entdecken, ist entweder ein vollbrachtes Verbrechen, oder

es wird eines beabsichtigt, oder Beides zugleich, und weißt Du, welch' ein Verbrechen? Hochverrath! Wegen eines solchen starb unser armer Vater den fürchterlichen Tod." —

„Ach, Bruder Marquard, wir haben ja kein Verbrechen begangen."

„Nehmen wir nicht Theil daran, wenn wir schweigen?"

„Dann laß uns sprechen!"

„Und Editha's Vater in's Verderben stürzen und vielleicht auch undankbar gegen Wohlthäter werden."

„Mein Gott, Du machst mich beben, in welch' eine schlimme Lage sind wir gerathen!"

„Sie ist nicht ohne Gefahr, darum müssen wir dies Mal mit Bedacht und Ueberlegung vorgehen. Laß uns den Heimweg antreten."

„Ja, lieber Bruder, gehen wir, ich werde vielleicht meine Kraft wiederfinden, wenn wir uns von hier entfernen."

Die jungen Leute erhoben sich und traten den Heimweg an, Beide still und wortarm, Jeder seinen Gedanken nachhängend.

Zehntes Kapitel.

Ein Besuch bei der Marchesa Vendetta — ein Brief nach Konstantinopel.

Das einsame Jagdhaus im Passauer Walde erheischt unsere Gegenwart; seine geheimnißvolle Herrin ist eine zu wichtige Person in dieser Erzählung, um sie auf lange Zeit aus dem Gesichtskreise zu verlieren.

Wem, wie uns, die Gunst ward, des Nachts den Glanz im Innern dieses Hauses anzustaunen, dem mußte am Tage dessen äußerliche Verlassenheit und Verkommenheit um so auffallender erscheinen.

Das Gebäude, in den Schooß des Waldes geschmiegt, glich einem an zahllosen Wunden im Gebüsche verblutenden Wilde.

Aber welche Oede, welche Stille auch im Inneren!

Wer am Tage des Hauses innere Räume betritt, muß es für ausgestorben halten, oder für eines jener verwunschenen Schlösser, aus denen alles Leben hinweggebannt ist, wo nur irgend ein altes Mütterchen als Schließerin umherschleicht, um dem zufällig hierher

verirrten Wanderer die Wundermähr des Hauses zu erzählen und ihn vor den bösen Folgen des grausigen Mitternachtsspukes zu warnen.

Das Amt dieses alten Mütterchens schien im öden Waldhause die Gebieterin persönlich zu bekleiden, sie war es, die von Gemach zu Gemach schritt, um geräuschlos Anordnungen zu treffen, oder um sich vom Vollzuge bereits getroffener die Ueberzeugung zu verschaffen; wie in der Nacht, so am Tage verdeckte der undurchdringliche schwarze Schleier ihr Antlitz, seit ihrer Selbstverstümmelung war keinem menschlichen Auge, wie ihrem eigenen, das Weh und der Schrecken dieses Anblickes bereitet.

Plötzlich wird die klösterliche Stille, sagen wir lieber dieses Grabes Schweigen, gestört, wodurch?

Ein männlicher Tritt schallt vom Hofe herein.

Ein Herr nähert sich der Hausthüre und wird auf ein Zeichen in den Corridor gelassen, wo er sich ohne weitere Weisung, mit der Sitte des Hauses bekannt, in das Sprechzimmer begibt, in jenes dunkle Zimmer mit dem schwankenden Boden, wo Marquard Depaul das bekannte Verhör zu bestehen hatte.

Der Angekommene ist eine große, schlanke Figur,

mit einer ausdrucksvollen, männlich schönen Physiognomie, einem lebhaften, geistvollen Auge, braunem Teint, schwarzen Augen, höchst kostbar und elegant gekleidet, von feiner Tournüre, mit einem Worte, er ist ein vollendeter Cavalier.

Wir und der Leser mit uns erkennen diesen Herrn sogleich, er ist der nämliche, den Marquard, als er das Waldhaus verließ, hier eintreten sah und der ihn durch die frappante Aehnlichkeit mit dem wilden Einsiedler in Staunen versetzt hatte; derselbe, den Susanna, die Zofe der Marchesa, den Grafen von Dolabella genannt hatte.

Der Cavalier verweilte nur wenige Minuten im Sprechzimmer, als er bei der Gebieterin des Hauses vorgelassen wurde.

Die Dame empfing ihn in dem nämlichen Gemache, wo sie auch Marquard Depaul diese Gunst gewährt hatte.

„Seien Sie mir willkommen, Herr Graf", redete sie ihn zuvorkommend, doch nicht ohne ceremoniöse Kühle an.

„Gnädige Frau, Sie sind wohl nicht ungehalten, daß ich wiederkomme, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen?"

„Ich ertheilte Ihnen die Erlaubniß dazu und besitze bis jetzt keinen Grund, sie Ihnen zu entziehen.“

„Ich bin ein Mann, gnädige Frau, und verstehe Wort zu halten.“

„Das Verständniß hiezu fehlt den Wenigsten Ihres Geschlechtes, wohl aber der Wille.“

„Gnädige Frau, ich bin Cavalier!“

„Sie mögen nicht ungehalten werden, wenn ich bekenne, daß dieses schöne Wort bei mir seinen Zauberklang bereits eingebüßt hat; ich habe der wortbrüchigen Cavaliere eine ziemliche Anzahl kennen gelernt. —“

„Ich bin ein Franzose!“

„Und der Böseste von Allen war Ihr Landsmann.“

„Sie sind hart, gnädige Frau.“

„Wenn ich es bin, haben traurige Erfahrungen mich dazu gemacht. Uebrigens, Herr Graf, haben Sie über meine Härte Klage zu führen keine Ursache. Sind Sie nicht der Einzige Ihres Geschlechtes, dem ich Zutritt gewähre? . . .“

„Zutritt wohl, allein . . .“

„Was wollen Sie noch? Ich lernte Sie vor un-

gefähr fünfzehn Monaten auf einer Reise durch Italien kennen. —"

„Ich kam damals eben von Frankreich." —

„Sie erwiesen mir einen ritterlichen Dienst." —

„Bitte davon nicht zu sprechen."

„Wir trennten uns." —

„Mein Weg führte nach Konstantinopel."

„Ein Zufall ließ Sie mich in Wien wiederfinden, Sie waren so gütig, mich auf dieses einsame Haus aufmerksam zu machen." —

„Sie sprachen den Wunsch aus, ein solches zu besitzen." —

„Sie vermittelten den Ankauf und genießen seither die Gunst, mich besuchen zu dürfen."

„Ich habe die Gunst noch nicht mißbraucht."

„Zu Ihrer eigenen Ehre." —

„Mein Versprechen unverbrüchlichen Schweigens ist mir heilig." —

„Mögen Sie es nie verletzen." —

„Und trotzdem halten Sie, Frau Marchesa, die kalte Form aufrecht, wie am ersten Tage unserer Bekanntschaft. Nicht bloß Ihr Wort ist gemessen so wie damals, sogar der strenge Ton hat sich nicht ge-

mildert, ich bin so unglücklich, bisher keine Schrittbreite von Ihrem Vertrauen gewonnen zu haben."

„Dieses Unglück wird Sie nicht erdrücken, Herr Graf."

„Sie spotten meiner, gnädige Frau."

„Soll ich es etwa ernst nehmen, wenn Sie mein Benehmen ein Unglück für Sie nennen? Lassen Sie uns offen und aufrichtig sprechen, Herr Graf. Meine Gestalt läßt Sie in mir eine schöne Frau vermuthen, der Schleier, der mein Antlitz stets verhüllt, hat Ihr Interesse nur noch mehr erregt. Ihre Phantasie erblickt hinter dem Gewebe wer weiß, welch' ein Madonnenbild, daher rührt Ihr Verlangen, mich ganz kennen zu lernen, deshalb Ihre Klage über meine Härte u. s. w. Sie täuschen sich aber, ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht schön, noch mehr, ich sage Ihnen, daß ich häßlich bin."

„Sie werden mich dieses nie glauben machen, gnädige Frau! Das tadellose Ebenmaß Ihrer Erscheinung, die weiche zarte Haut Ihrer Hand, die schlanken Finger, der niedliche Fuß, Alles zeugt von einer Bevorzugung, mit welcher sich ein häßliches Gesicht unmöglich vereinbaren läßt. In der Natur

ist allmäliger Uebergang und Ebenmaß die Regel, Sprünge und Contraste bilden die Ausnahme. Ihr Organ läßt mich erkennen, daß des Lebens Frühling hinter Ihnen liegt, das geb' ich zu; Ihre frühere Behauptung kann ich jedoch nicht gelten lassen, selbst auf die Gefahr hin, Ihren Unwillen zu erregen."

„Leider verwehrt mir ein Gelübde, Sie von der Wahrheit meiner Angabe zu überzeugen. Doch gesetzt den Fall, Sie täuschten sich nicht, angenommen, ich wäre in Wahrheit schön, hoffen Sie, mein Benehmen werde je ein anderes werden? Nie, ich schwör' es Ihnen, Herr Graf, nie! Durch mein Leben zieht sich ein tiefer, schwarzer Abgrund, der alle Freuden verschlang, mir ist hienieden nur noch Eine Aufgabe zu lösen übrig geblieben und dazu genüge ich mir selbst. Ich steh' allein und werde allein stehen bleiben, wer Lebensfreuden sucht, muß von mir fern bleiben."

„Ich erkannte leicht, gnädige Frau, daß ein schwerer Gram Sie erfüllt, daß traurige Erfahrungen Sie erbittert, allein, ich denke, die Zeit wird wie Vieler Wunden auch die Ihrigen heilen."

„Die Zeit", widersprach die Dame, „ist eine

Quacksalberin, ihre Heilkunst ist nicht besser, wie die unserer Doktoren. Sie vernarbt, aber sie heilt nicht, schwere Wunden widerstehen ihr, wie jedem sterblichen Arzte. Hoffen Sie nichts von der Zeit, Herr Graf, ich habe abgeschlossen. Lassen Sie unsere heutige Unterhaltung über diesen Gegenstand die letzte sein."

„Gnädige Frau —"

„Ich darf eine Einwendung nicht dulden, Herr Graf. Ich hoffe, Sie werden mir keine Ursache bieten, den Ihnen gewährten Vorzug zu bereuen. Ihr ferneres Drängen würde mich aus diesem Asyle verscheuchen und mich zwingen, auch Sie zu fliehen, wie die übrige Männerwelt."

Der Cavalier lächelte gezwungen, schüttelte den Kopf und sagte: „In Wahrheit, gnädige Frau, Sie sind ein Räthsel!"

„Warum ein Räthsel? Weil ich das starke Geschlecht aus meiner Nähe verbanne? O, über die Schwäche, die so gern für Stärke gelten möchte, Eitelkeit ist Euer Erbgut so gut, wie das unsrige! Damit jedoch, Herr Graf, Ihren etwaigen Hoffnungen und Absichten jede Nahrung entzogen werde, so bedenken Sie, wie groß mein Widerwille gegen Ihr

ganzes Geschlecht sein muß, wenn ich mich um seinetwillen in diesem Walde vergrabe."

Graf Dolabella, von dieser entschiedenen Abweisung verletzt, umgürtete sich — freilich ein wenig zu spät — mit dem Stolze des Mannes und sagte: „Ihre Strenge verscheucht mich, Frau Marchesa, ich gedenke, Ihnen künftig nicht lästig zu fallen; denn ich fühle mich zu schwach, den Kampf gegen so entschiedenen Widerwillen aufzunehmen. Welche bittere Erfahrungen Sie im Leben auch gemacht haben mögen, durch mich sollen sie nicht vermehrt werden."

Damit verbeugte er sich und verließ das Gemach und das Haus.

„Die Betheuerungen dieser Frau", sprach er bei sich, „so wahrscheinlich sie auch klingen, finden bei mir doch wenig Glauben. Sie duldet keinen Mann in ihrer Umgebung, sie flieht die Gesellschaft um der Männer Willen, das ist nicht zu läugnen. Wenn ihr Männerhaß einem vernünftigen Grunde entquillen soll, so kann dieser nur eine unglückliche Liebe sein, oder eine Treulosigkeit. Dies angenommen, kann ich an die Häßlichkeit der Marchesa nicht glauben. Häß-

liche Frauen sind für Zurücksetzungen in Liebesdingen, für Herzenskränkungen nicht so empfindlich wie schöne, sie gehen schon mit dem Bewußtsein ihrer schwachen Mittel in den Kampf und werden daher durch eine Treulosigkeit nie so tief verletzt, wie schöne Frauen. Eine Häßliche, die wegen einer Treulosigkeit das ganze Geschlecht hassen würde, wäre eine lächerliche Person, und dazu ist die Marchesa zu geistreich. Ich halte daher an meiner ursprünglichen Vermuthung fest, die räthselhafte Dame ist eine schlaue Kokette, welche die Erwartungen auf's Tiefste sinken machen will, um durch die Wirklichkeit einen um so größeren Effekt zu erzielen. Sie spricht von nur noch Einer Aufgabe, die ihr im Leben zu lösen übrig ist, was für eine Aufgabe mag das sein? Sollte auch diese Angabe erfunden sein, um sich interessanter zu machen? So gering auch meine Muße für die kleinen Abenteuer des Lebens ist, es lohnt sich doch die Mühe, die Marchesa im Auge zu behalten!"

Wir haben den Gedankengang des Grafen von Dolabella absichtlich wiedergegeben, damit der Leser beurtheile, inwieweit er sich auf falscher Fährte befand — nur noch eine kurze Weile und die beiden

Personen werden sich gegenüberstehen, wie Feuer und Schwert, wie Schlange und Tiger.

. . . .

Die viertägige Ruhezeit, welche der wilde Einsiedler jenem Manne gewährt hatte, den er seinen treuen, verläßlichen Diener nannte, war verstrichen.

Walter erschien reisefertig bei der Klause im Halterthale.

Er fand die Einsiedelei geschlossen -- spähte durch die kleinen Fensterchen und gewahrte die Gestalt des Einsiedlers auf dem Lager von dürrem Laub, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, von dem langen Lockenhaare bedeckt.

Man hätte nun meinen sollen, der Diener werde den Schlafenden wecken, um von ihm das verheißene Packet zu empfangen, dem war aber anders.

Walter begab sich zu einer ihm bekannten Stelle in der Nähe der Klause, beseitigte ein kleines viereckiges Rasenstück und fand da ein Päckchen, welches er in der Brusttasche verbarg.

Nachdem er das Rasenstück an den früheren Platz gelegt, eilte er fort, um die Rückreise anzutreten.

In dem mitgenommenen Päckchen befanden sich zwei Schriftstücke. Das eine war eine Namensliste, deren Bedeutung aus dem Inhalte des anderen Schriftstückes zu ersehen war. Dieses enthielt ein ausführliches Schreiben, welches, in französischer Sprache verfaßt, in treuer Uebersetzung, wie folgt lautete:

„Eure Gnaden,

Sehr geehrter Herr Vater!“

„Ich befinde mich heute in der angenehmen Lage, Ihnen schätzbare Nachrichten zukommen zu lassen.

Gestern, am 21. Mai, wurde der Graf von Seckendorf zum Feldmarschall ernannt und wird als solcher die österreichische Armee gegen die Türkei führen.

Trotz aller Intriguen blieb die Wahl des Protestanten zum Feldherrn doch aufrecht erhalten, Sie wissen, gnädiger Herr, was das hier zu Lande bedeuten will.

Freilich ist's die Kaiserin und der mächtige Bartenstein, die sich für den greisen Ketzer auf's Lebhaf-

teste interessiren, freilich war es Prinz Eugen, der kurz vor seinem Tode ihn dem Kaiser als den Fähigsten empfahl.

Wenn Eure Mäjestät an der Religion keinen Anstoß nehmen, sagte Eugen, dann schenken Sie Ihr Vertrauen dem Grafen von Seckendorf.

Ich will ihn ja als Feldherr verwenden, erwiderte der Kaiser, und nicht als Beichtvater! und berief den General von Mainz her.

Danken wir dem Himmel, daß diese Wahl aufrecht erhalten blieb! denn vereinte auch Seckendorf alle Kriegsvorzüge Cäsar's und Hannibal's in sich, sein Genie, wenn er solches besäße, würde theils durch die Unfähigkeit, theils durch den bösen Willen seiner Umgebung paralysirt werden.

Der Hofkriegsrath mit seinem Präsidenten, Grafen von Königsegg, ist im Voraus gegen ihn eingenommen.

Das kaiserliche Rescript, in welchem ihm der Armee-Oberbefehl angeboten wurde, im Juli vorigen Jahres von Wien expedirt, ließ man erst Ende September in seinen Besitz gelangen.

Neuerlichst gab Seckendorf's Wahrheitsliebe Stoff zu neuem Odium.

Ich habe Ihnen, gnädiger Herr Vater, bereits von der militairischen Inspectionsreise geschrieben, welche der Graf im Auftrage des Kaisers durch Ungarn, Kroatien, längs der Sau über Belgrad nach Serbien und von da an der Donau hinab bis an die Aluta unternahm.

Das sehr detaillirte Gutachten über diese Reise, am 7. d. Mts. überreicht, hat wegen seiner schonungslosen Enthüllung trostloser Zustände in gewissen Kreisen sehr viel böses Blut gemacht.

Festungen, Kasernen, Lazarethe befinden sich in desolaten Verhältnissen, der Zustand der Armee ist erbarmenswerth.

Mit der furchtlosen Aufrichtigkeit eines Biedermannes, mit der Gewissenhaftigkeit eines treuen Dieners sagte Seckendorf ohne Umschweife dem Kaiser, daß die mehrsten Befehlshaber und Vorstände ihr eigenes Interesse mehr im Auge hätten, wie das des öffentlichen Wohles, und daß theils aus Nachlässigkeit, theils aus Unverstand oder Bosheit gesündigt werde.

Der Kaiser billigte die Offenheit des treuen Dieners, der Hofkriegsrath dagegen, dessen Parteilichkeit und Trägheit damit angeklagt wurde, wird sich nun alle mögliche Mühe geben, dem Feldherrn entgegenzuarbeiten.

Sollte, was der Himmel verhüte! Seckendorf gegen uns siegen, so wird man seine Verdienste zu verkleinern und seine Erfolge zu parlysiren suchen, unterliegt er, dann wird man in den Kirchen Wien's gegen ihn predigen und der urtheillose Wiener Pöbel wird ihm die Fenster seiner Wohnung mit Steinen einwerfen.

Durch meine, unter dem Namen eines Grafen von Dolabella angeknüpften Verbindungen ist es mir gelungen, von den Intentionen Seckendorf's bezüglich seines Kriegsplanes einige Kenntniß zu erhalten.

Demzufolge hätte die russische Armee, deren Operationen bereits begonnen, nach der Einnahme Oczakow's sich dem Bug zu nähern und ein Corps von einigen Tausend Mann in der Gegend von Choczim zu postiren, um unsererseits Streifzüge nach Siebenbürgen und Oberungarn zu verhindern; die kaiserliche Armee dagegen stellt sich rechts und links

der Donau auf, unterhält die Verbindung mit Siebenbürgen und setzt sich in Verfassung, nach Erforderniß, durch die Moldau und Walachei mit den Russen sich zu vereinigen.

Als Sammelplätze der Oesterreicher sind bestimmt Kronstadt in Siebenbürgen, Ujpalanka im Banat und Semlin in Serbien.

Zum ersten Angriffsort ist Widdin ausersehen.

Bezüglich Bosnien's soll eine Occupation beschlossen sein; ich vermochte jedoch darüber nichts Näheres zu erfahren.

Die österreichische Armee wird bestehen:

1. aus der Hauptarmee unter Philippi, Khevenhüller, Wurmbrand und Schmettau;

2. aus dem kroatischen Corps unter dem Prinzen von Sachsen-Hildburghausen und

3. aus dem siebenbürgischen Corps unter dem Grafen von Wallis.

Die Liste der mehr untergeordneten Generale füge ich diesem Schreiben bei, die Persönlichkeiten sind Ihnen, gnädiger Herr Vater, aus früherer Zeit bekannt, was mich der Mühe überhebt, mich in Charakteristiken zu ergehen.

Alles von mir Angedeutete in's Auge gefaßt, ferner die Rangstreitigkeiten, Rivalitäten und die Mißgunst Vieler in Betracht gezogen, endlich in Erwägung der mit Bestimmtheit vorauszusehenden Thatsache, daß Seckendorf von allen Kriegsbedürfnissen, die er benöthigt und verlangt, nicht die Hälfte erhalten, ebenso, daß der Hofkriegsrath mit dem Vollzuge von dessen Anordnungen sich nicht sehr beeilen wird, läßt sich für uns — bei der bekannten Energie und Thättigkeit meines gnädigen Herrn Vaters — ein günstiger Erfolg der bevorstehenden Campagne fast mit Sicherheit erwarten, und wie Sie, rufe auch ich mit ganzer Seele: „In Belgrad sehen wir uns wieder!"

Ihrem Wunsche bezüglich der Familie Depaul bin ich eifrig nachgekommen und melde Ihnen darüber Folgendes:

Der Piqueur, ein eifriger Anhänger Rakoczy's, endete schon vor zehn Jahren als Hochverräther durch den Henker. Seine Frau starb einige Monate später. Zwei Söhne, Marquard und Albin, der erstere zwanzig, der letztere vierzehn Jahre alt, leben in Hintersdorf vor St. Andrä an der Donau und werden von einer ihnen unbekannten Seite

unterstützt, ich vermuthe auf Veranlassung Ra- koczy's, der den Kindern die Anhänglichkeit ihres Vaters für seine Person vergelten will. Ein Zufall setzte mich vor einiger Zeit in die Lage, den älteren Bruder von einer schweren Krankheit genesen zu machen, wofür er, ohne daß er es ahnte, mir einen schlimmen Dienst erwies, dessen Folgen ich jedoch glücklich abwendete.

Meine Maske als Einsiedler zog mir in den letzten Monaten von Seiten der Ordens-Eremiten eine so lästige Aufmerksamkeit zu, daß ich mich beengt und gefährdet zu fühlen begann, ich wählte daher noch eine dritte Maske, indem ich mich bei einem kaiserlichen Reiterregiment anwerben ließ. Unter dem Schutze des kaiserlichen Banners hoffe ich bis an die türkische Grenze zu gelangen, wenn der Einsiedler im Halterthale nicht mehr sicher und der Graf von Dolabella seine Mission er- füllt hat.

Unsere Verbindung, mein gnädiger Herr Vater, erleidet dadurch keine Aenderung oder Störung. Ich verlasse in keinem Falle die Umgebung Wien's, bevor ich die Ordre hiezu von Ihnen empfangen.

Ist Ihnen in Ihrem ereignißreichen Leben einmal eine Marchesa Vendetta begegnet?

Da ich als Reiter das Standquartier in Mauerbach, drei Stunden von Wien, bezog, so wäre es für mich interessant zu wissen, ob der Baron von Falk, der gegenwärtig sein Landhaus hier bewohnt, mit den Rakoczy's noch in Verbindung steht?

Ich bin zu Ende und habe dem Allen nur noch hinzuzufügen, daß ich mich freue, mit Ihnen, gnädiger Herr Vater, bald wieder in persönlichen Verkehr zu treten. Ich verbleibe, wie immer, Ihr Sie zärtlich liebender Sohn

Cäsar Graf de la Tour."

Eilftes Kapitel.

Stimmungen und Vorsätze im Edelhofe. Eine geheime Unterredung. Hans Bergmann erhält vom Wachtmeister eine Beschäftigung.

Am Tage nach jener erfolglosen Untersuchung von Editha's Schlafgemach — ein Resultat, welches das

Fräulein ihrer treuen Dienerin Veronika und diese wieder ihrem Anbeter, dem Wachtmeisterburschen Lorenz Wiesel zu danken hatte — herrschte in dem Edelhof zu Mauerbach eine Verstimmung, welche zu verbergen man sich von keiner Seite Mühe gab.

Der Baron trug die Ueberzeugung in sich, daß sein Diener sich nicht getäuscht habe, daß jedoch der Eindringling, zeitlich genug gewarnt und von dem Wachtmeister begünstigt, entflohen sei; sein Aerger traf daher nicht bloß seine Tochter, sondern auch den alten Unteroffizier, der ihre Partei nahm.

Peter verzehrte sich in stillem Aerger, daß er nach einem abermaligen schlauen Zuge die Schlinge wieder leer fand, wobei er noch die traurige Erfahrung machte, daß Veronika, welche seine Herzensanträge so standhaft zurückwies, ihre Gefühle einem Anderen gewidmet habe, was seinen Aerger um ein Erkleckliches steigerte.

Das Fräulein grollte dem Vater, der plötzlich ihre Schritte mit einer ihr lästigen Sorgfalt zu überwachen anfing.

Veronika freute sich wohl im Stillen über den Prügel, den sie dem gehaßten Peter zwischen die Füße geworfen — Gott verdamm' seine Beine! — allein um

sich nicht zu verrathen, mußte sie ihre Gefühle hinter einer trotzig saueren Miene verbergen und gab sich den Anschein, als ob auch sie grolle.

Lorenz Wiesel, aus Rücksicht für seine neue Flamme, stellte sich, als theile er deren Verstimmung, und der alte Wachtmeister endlich ärgerte sich in Wirklichkeit, weil er beim Frührapport die Nachricht erhielt, das Regiment werde erst in acht oder zehn Tagen gegen die türkische „Graniz“ aufbrechen, über welche Verzögerung er sich sehr erzürnte, da er vor Ungeduld brannte, mit den ungläubigen Hunden anzubinden und sie wie Anno Siebzehn unter dem Prinzen Eugen zu Paaren zu treiben.

Als Veronika am Morgen bei Editha eintrat, beeilte sie sich, die Gebieterin über die Vorfälle des Abends vollends aufzuklären.

„Der Verrath rührt also wieder von Peter her?“ bemerkte das Fräulein traurig.

„Von wem denn sonst? Gott verdamm' seine Kehle! Aber der Wiesel hat ihm einen Denkzettel, einstweilen nur einen gegeben, hi, hi, hi.“ —

Es muß bemerkt werden, daß die Zofe heute ausnahmsweise nur halblaut lachte.

„Wohin wird das führen?“ sprach Editha düster vor sich hin.

„Wir müssen dem Herrn Baron und seinem Späher Trotz bieten“, bemerkte Veronika.

„Und das Ergebniß davon wird sein, daß er uns zur Tante in die Stadt schickt.“

„O, o!“ rief die Zofe erschrocken, „da befänden wir uns gleich angenehmer, wir wanderten barfuß der Hölle zu, und dies Alles wegen des räudigen Peter's. Gott verdamm' seinen Hals!“

„Ach, Veronika, fluche doch wenigstens heute nicht so entsetzlich.“

„Heißt das fluchen, wenn ich sage, Gott verdamm' seine Rippen! Oder soll ich etwa auf unseren Feind den himmlischen Segen herabbeten? Nimmermehr! Für Peter die Verdammniß, der Segen dem Soldaten, hi, hi, hi!“

„O, mein Gott! Wie wird das enden?“

„Gut, gewiß recht gut, wenn Sie nur standhaft bleiben und den Muth nicht verlieren. Der gnädige Herr soll's nur versuchen, uns Gewalt anzuthun, dann wird's um so schlimmer, gewiß um so schlimmer!“

„Du wirst doch mit Deinem Soldaten nicht entfliehen wollen?“

„Sie, Fräulein, können mit dem hübschen Jägersmanne entfliehen, ich gedenke bloß durchzugehen.“ —

„Veronika!“

„Ei was, es soll irgendwo geschrieben stehen: das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen.“

„Es steht aber nicht geschrieben, daß man mit dem Manne durchgehen soll. Ueberdies weißt Du denn, ob der Soldat Dich wirklich zur Frau nehmen will?“

„Ob er will? Hi, hi, hi, das muß ich wissen, der Lorenz ist ein Teufelsjunge, er will Alles, was ich will. Hi, hi, hi!“

„Du bist in Liebesdingen entweder sehr leichtgläubig oder leichtfertig, sei auf der Hut, damit Dir keine Ursache werde, Deine Schritte zu bereuen.“

Die Zofe lachte verschmitzt, wobei ihre ohnedem winzigen Aeuglein völlig unsichtbar wurden, und begab sich an ihr Tagewerk.

Editha machte sich auf eine abermalige Scene mit ihrem Vater gefaßt, die jedoch zu ihrer Beunruhigung ausblieb, wir sagen Beunruhigung; denn das stumme

Grollen des Barons ließ sie befürchten, daß er, dieses Mal ermahnende Worte verschmähend, bereits einen Entschluß gefaßt habe, welcher ihr in keinem Falle Angenehmes zu bereiten versprach.

Die Befürchtungen des Fräuleins waren in der That gerechtfertigt, wie wir sogleich vernehmen werden.

Im Verlaufe des Vormittags rief der Baron seinen Diener zu sich.

„Das Benehmen Editha's", sagte er mürrisch, „fängt an, mich ernstlich zu beunruhigen, ich setze voraus, daß Du Dich nicht getäuscht hast und wirklich Jemanden über die Mauer klettern sahst."

„Gnädiger Herr", betheuerte Peter, „ich wiederhole, was ich Ihnen bereits in der Nacht mitzutheilen die Ehre hatte. Es waren die Brüder Depaul, von dem Augenblicke an, wo sie Nachmittags unseren Hof verließen, behielt ich sie im Auge. Der kleine Schelm mußte wahrscheinlich Wache halten, während der Aeltere sich in das Gemach zu dem gnädigen Fräulein begab." —

„Sollte der alte Wachtmeister mit ihnen einverstanden sein?"

„Vielleicht, denn sie waren Nachmittags zusammen

in der Schenke, in jedem Falle ist sein Bursche, ein Taugenichts, mit Veronika im Bunde." —

„Ich werde die Dirne aus dem Hause jagen."

„So sehr ich deren Entfernung wünsche, bitte ich Euere Gnaden, doch vorher zu erwägen, ob der jetzige Augenblick der geeignete sei?"

„Du hast recht, wir wollen abwarten, bis keine Gefahr mehr vorhanden. Das Ereigniß der verflossenen Nacht läßt vermuthen, daß Editha's nächtliche Gänge den Zweck hatten, mit dem jungen Manne außerhalb des Hauses zusammenzutreffen." —

„Ich wage nicht daran zu zweifeln, gnädiger Herr, obwohl diese Gänge für das Fräulein sehr unbequem und gefahrvoll, dagegen Zusammenkünfte im Hause leichter zu bewerkstelligen wären."

„Wo mag Editha den jungen Menschen kennen gelernt haben?"

Peter zog die beiden Schultern in die Höhe und machte dazu eine Pantomime, welche andeutete, daß ihm diese Frage zu beantworten jede Spur fehle.

„Die Verirrung des gnädigen Fräuleins", sagte er endlich, „ist mir unbegreiflich!"

„Editha, sonst so klug und verständig, wird sich

doch nicht schmeicheln, daß ich in ihre Verbindung mit einem jungen Menschen willigen werde, dessen Stand so tief unter dem ihrigen, dessen Stellung eine so untergeordnete ist, daß sogar eine wohlhabende Bürgerstochter zögern würde, eine solche Wahl zu treffen."

„Das gnädige Fräulein scheint auf Euerer Gnaden Milde und Nachsicht zu vertrauen."

„So weit reichen diese nicht; ich werde nie in die Unehre meines Kindes willigen."

„Leidenschaften sind blind."

„Deshalb muß man ihnen Führer geben."

„Welche sie in der Regel zurückweisen."

„Man muß sie ihnen aufdringen. Ich werde Editha zu meiner Schwester in die Stadt schicken, Eleonore wird sie mit größerer Strenge überwachen und ihr die Lust zu Abenteuern benehmen."

„Die Maßregel wird ihre heilsame Wirkung nicht verfehlen, indessen ist auch hiezu der Augenblick nicht geeignet."

Auf diese Bemerkung blickte Herr von Falk unruhig um sich, winkte dann dem Diener näher heranzutreten und die bisher bloß vertrauliche Unterhaltung

nahm jetzt den Charakter einer geheimen Unterredung an.

„Die fatale Einquartierung“, begann der Freiherr leise, „konnte zu keiner unbequemeren Zeit eintreffen.“

„Euere Gnaden hätten sie zurückweisen können, da Edelhöfe dieser Last nicht unterliegen.“

„Ich unterzog mich ihr freiwillig, um die Machthaber in Wien an meine Loyalität glauben zu machen.“ —

„Gnädiger Herr hätten aber bedenken sollen, was wir soeben im Hause verbargen.“

„Im Augenblicke des Entschlusses unterschätzte ich die Gefahr, bis Du meine Furcht wach riefst.“

„Und, wie ich glaube, mit Recht. Die Soldaten durchstöbern in der Regel alle Winkel im Hause, kein Schloß sichert vor ihrer zudringlichen Neugierde, wenn man die Kiste mit dem verhängnißvollen Inhalte hier im Hause entdeckt hätte, wir wären verloren gewesen. Das Behältniß ist daher in der hohlen Buche im Halterthale, hübsch weit von hier viel sicherer geborgen, und selbst wenn ein böser Zufall sie dort entdecken ließe, so ist der Verlust nur ein pecuniairer, den der Fürst verschmerzen kann, während Euere

Gnaden von jedem Verdachte verschont bleiben; denn man wird den Schuldigen eher in Wien, wie in Mauerbach suchen."

„Dein Rath war ohne Zweifel zweckmäßig, deshalb befolgte ich ihn auch; so lange indessen die Kiste nicht an Ort und Stelle, wohin sie gehört, angelangt ist, wird mich die Unruhe nicht verlassen." —

„Ich begreife die Zögerung Seiner Hoheit nicht."

„Es sind bereits fünf Tage über den Termin verflossen, an welchem der Bote eintreffen sollte."

„Da er zu kommen schon so lange gesäumt, so wäre zu wünschen, daß er auch jetzt noch, so lange die Soldaten im Hause sind, fern bliebe."

„Ich denke, sie werden wohl morgen oder übermorgen weiter marschiren."

„Leider ist dem nicht so; dem Wachtmeister wurde bedeutet, daß er noch acht bis zehn Tage hier zu verbleiben habe."

„Verdammt! Nun auch noch diese Verlängerung! Die Ankunft eines Ungars im Hause würde den Soldaten auffallen." —

„Der Bote wird doch die nöthige Vorsicht nicht außer Acht lassen?"

„Mein Gott! Dem Leichtsinne und der Waghalsigkeit der Magyaren ist jede Unvorsichtigkeit zuzutrauen, deshalb soll auch die Kiste unter Deiner Aufsicht die Donau abwärts gehen, Fürst Josef wird Dir die Mühen und die Gefahr der Reise königlich lohnen.“—

„Wo verweilt er gegenwärtig?“

„Du wirst ihn mit den Kleinodien in Widdin erwarten, das Nähere sollen wir durch den Boten erfahren. Bleib' indessen wachsam, damit bei dessen Ankunft kein Verdacht erregt werde und keine Gefahr erwachse. Dem alten Wachtmeister ist nicht zu trauen, das gute Einverständniß mit ihm darf nicht gestört werden, selbst wenn er die Pläne Editha's noch eifriger fördern sollte. Die paar Tage seiner Anwesenheit werden bald verstreichen, dann soll die Ungehorsame meine Strenge kennen lernen.“

Der Diener, den im Falle einer Entdeckung die Gefahr nicht minder bedrohte, wie den Gebieter, versprach, für die Sicherheit des gnädigen Herrn wie bisher zu wachen und zu wirken, und verließ hierauf das Gemach des Gebieters.

Wie dem soeben Erzählten zu entnehmen, waren die Befürchtungen Editha's vollkommen gerechtfertigt,

daß sie nicht sogleich in Erfüllung gingen, lag in Verhältnissen, deren Existenz ihr ein tiefes Geheimniß war.

. . . .

An dem nämlichen Vormittage ließ der Wachtmeister Prokop Schebesta den Rekruten Hans Bergmann zu sich bescheiden.

„Corporal Iserle", begann der Unterofficier im Diensttone, „hat mir rapportirt, daß Du ein exacter Reiter bist, das Exerziren aus dem Fundament verstehst und in Allem, was Du zu thun hast, informirt bist. Meine große Incumbenz ist, Pferde und Leute in der Compagnie kennen zu lernen, dann denen hitzigen Reitern faule, den pesaden Reitern frische Pferde zu geben. Du wirst dahero eine faule Schindmähre kriegen, welche Du ordentlich zureiten und noch ordentlicher füttern mußt, nicht aber, wie mancher malitiöse Kerl es thut, das Futter dem Civil verkaufen und statt des Hafers Heu in den Tornister stecken; wenn ich Dich bei einer solchen exacten Lumperei attrapire, so wird man aus Deinem Rückenleder Riemen schneiden und Du wirst als insamer Kerl zu den Musketiren gesteckt, wo Du zu

Fuß laufen kannst wie ein Bettelrichter mit der Büchse auf der Schulter und dem leeren Beutel in der Tasche. Sothane Meldung des Corporalen Iserle hat meinem Herzen wohlgethan, deßhalb, und weil wir noch eine Woche lang in diesem verfluchten Neste auf der faulen Haut liegen bleiben müssen, wirst Du während dieser Zeit für mich und bei mir einige Schreibereien effektuiren, mit denen ich doloser Weise im Rückstand geblieben bin. Ich hab' einmal eine Aversion gegen das vermaledeite Federfuchsen und Du als verdorbener Student wirst mir damit unter die Arme greifen, wofür ich anbefehlen werde, daß unterdessen ein anderer Gemeiner Dein Pferd pflegen und den Stalldienst statt Deiner verrichten wird. Bist Du damit content?"

„Ich bin mit Vergnügen bereit, alle Ihre Wünsche zu erfüllen, Herr Wachtmeister."

„Pfui Teufel! welchen Stylum redest Du? Für den Soldaten gibt es kein Vergnügen, sondern Obedienz und Subordination. Du mußt die Studentenart lassen und Dir die Militair-Redensmanier zu eigen machen, Du durchgesiebter, lateinischer Brockenfresser. Rechtsum, marsch!"

In Folge der Anordnung des Wachtmeisters fand sich Hans Bergmann von nun an in dessen Stube im Edelhofe ein, um die Rückstände des federfeindlichen Unterofficiers aufzuarbeiten, eine Aufgabe, welcher der Rekrut mit Eifer nachkam, weshalb er den größten Theil des Tages im Edelhofe zubrachte, was auf die bald zu erzählenden Begebenheiten nicht ohne Einfluß blieb.

Zwölftes Kapitel.

Eine interessante Unterhaltung der Brüder Depaul, welche ihnen und dem Leser merkwürdige Resultate liefert.

„Bruder Marquard, ich meine, es wäre besser gewesen, wir hätten dem Geheimnisse in diesem Walde nicht nachgeforscht", diese Worte Albin's, welche er nach der Enthüllung des Geheimnisses im Halterthale sprach, fanden nur zu bald ihre volle Rechtfertigung.

Der beiden Brüder hatte sich eine beängstigende Unruhe bemächtiget, eine Unschlüssigkeit, wie sie ihnen bisher fremd gewesen.

Sogar Albin, dessen ungewöhnlich lebhafte Einbildungskraft um Mittel und Auswege nie verlegen wurde, sogar er ließ dieses Mal den klugen, blonden Kopf hängen und quälte sich umsonst, aus dem verzweifelten Dilemma einen gefahrlosen und ehrenvollen Ausweg zu finden.

Wie hätte dies auch anders sein können?

Der Fund in dem Behältnisse lag außerhalb seiner gewöhnlichen Lebenssphäre, die damit verbundenen und darauf bezüglichen Thatsachen gehörten in ein ihm bisher so fremdes Gebiet, daß er plötzlich, auf ein völlig unbekanntes Terrain versetzt, rathlos dastand.

Mit der Entdeckung der geheimnißvollen Thron-Insignien war er dem stillen, beschränkten, bürgerlichen Kreise entrückt, in das gefährliche Gebiet politischer Begebenheiten geschleudert und zugleich in die Nothwendigkeit versetzt, in einer heiklichen Situation einen Entschluß zu fassen.

Nachdem man einen Tag lang in Sorge und

Unruhe zugebracht, rief Marquard den jüngern Bruder zu sich und sprach zu ihm:

„Lieber Albin, ich habe Dich bisher öfter an Deine Jugend erinnert.“ —

„Ach, Bruder Marquard, ich komme zur Einsicht, daß Du damit recht hattest; wäre ich kein Kind, wüßte ich jetzt Rath zu schaffen.“

„Ich zähle ein halbes Dutzend Jahre mehr wie Du und befinde mich fast in derselben Lage, indessen hoffe ich, daß mein Nachdenken nicht ganz ohne Resultat geblieben; wenn wir uns zusammensetzen und über den fraglichen Gegenstand zu sprechen anfangen, werden wir Anhaltspunkte finden, die uns aus dem Labyrinthe leiten.“

„Ja, Bruder“, antwortete Albin, „thun wir uns zusammen, ich will mein Bischen Gehirn anspornen, Dir zu genügen.“

Und die Brüder nahmen hart nebeneinander Platz, und es entspann sich folgende interessante Unterhaltung:

„In dem Behältnisse befinden sich eine Krone, ein Reichsapfel, ein Scepter und ein alterthümlich geormtes Schwert!“

„So ist es, Bruder Marquard“, bekräftigte Albin die Aufzählung des Aelteren.

„Diese Thron-Insignien müssen offenbar irgend einem Lande angehören?“

„So denke auch ich.“

„Hast Du sie genau betrachtet?“

„So ziemlich genau, Bruder Marquard.“

„Was bemerktest Du an dem Reichsapfel?“

„Ein Wappen.“

„Kannst Du Dich an das Bild davon erinnern?“

„Es ist ein Schild, welcher der Länge nach getheilt ist.“

„Gut, was weiter?“

„Der rechte Theil von Silber und Roth ist mehrmals quer getheilt.“ —

„Richtig, und links?“

„Links . . . links . . . laß mich nur ein wenig nachdenken, Bruder Marquard, ich werde mich schon entsinnen.“

Und der Jüngling drückte die flache Hand an die Stirn und rief nach einer Pause freudig bewegt: „Ich hab's, lieber Bruder, ich hab's! Links in einem rothen Felde befindet sich ein silbernes Patriarchenkreuz.“

„Welches aus einer goldenen, auf einem dreifach grünen Hügel liegenden Krone hervorgeht.“

„O, o, Bruder Marquard, Du besitzest ebenfalls ein treues Gedächtniß.“

„Weißt Du, welchem Lande das auf dem Reichsapfel befindliche Wappen angehört?“

„Nein, das weiß ich nicht.“

„Dem Ungarlande!“

„Irrst Du Dich nicht?“

„Nein!“

„Dann sind die Thron-Insignien, welche in der hohlen Buche im Halterthale verborgen liegen, die ungarischen!“ rief der Jüngling mit einer Art Stolz wegen des erlangten Resultates.

„In einer gewissen Art ja!“

„Was willst Du damit sagen: In einer gewissen Art?“

„Du sollst es sogleich hören, damit Du aber Alles vollkommen verstehst, müssen wir einen für uns traurigen Gegenstand berühren. Ich habe Dir oft von unserem Vater erzählt!“

„O mein Gott!“ jammerte Albin und faltete seine Hände zum Gebete.

„Bleibe standhaft, lieber Bruder.“

„Ich bin es ja“, versetzte der Jüngling, dabei weinte er aber in Wahrheit wie ein Kind.

„Unser Vater“, fuhr Marquard fort, „ist eines von den zahllosen Opfern, welche die zweihundertjährigen Unruhen in Ungarn verschlang, er hat mir nie anvertraut, wann und warum er sich auf Seite des Fürsten Franz Rakoczy schlug, allein welche Gründe ihn dazu auch bewogen haben mochten, sie konnten unmöglich eine Entschuldigung sein, denn unser Vater war nicht nur kein Ungar, sondern stand sogar in kaiserlichen Diensten, seine Schuld war daher doppelt groß. Ich zählte, als der Vater starb, erst zehn Jahre, Du wirst daher begreifen, daß er mich, ein Kind, in seine gefährlichen Geheimnisse nicht einweihen konnte, indessen unterhielt er mich gar oft mit unverfänglichen Erzählungen, die er nie erfand, sondern stets seinen Erlebnissen entnahm. Ich erinnere mich, wie er einst sehr viel von der Bedeutung und dem hohen Alter der ungarischen Thron-Insignien sprach und hierauf erzählte, daß die geheiligte Reichskrone, so wie die übrigen Insignien beim Ausbruche der Rakoczy'schen Unruhen von Ofen nach Wien in die Schatzkammer gebracht und hier verwahrt wurden.“

„Zu welchem Zwecke geschah dieses?" fragte Albin.

„Die Krone des heiligen Stefan", lautete die Antwort, „ist für jeden Ungar ein Symbol, ohne welches er sich seinen König nicht denken kann, damit nun dieses Kleinod nicht in den Besitz der Malcontenten gerathe, brachte man es nach Wien in Verwahrung. Doch es blieb nicht so. Neun Jahre darauf, nachdem Kaiser Karl den von Kaiser Josef I. mit dem Fürsten Rakoczy geschlossenen Szathmarer Frieden bestätigte, ließ er den Ungarn zum Beweise seines Vertrauens das Palladium ihres Landes zurückstellen und seit damals befinden sich die Thron-Insignien wieder unter der Aufsicht der Reichskronbewahrer im königlichen Schlosse zu Ofen."

„Das heißt", bemerkte Albin, „sie sollten sich dort befinden, in der That aber liegen sie gegenwärtig in der hohlen Buche im Halterthale verborgen."

„Darum fragt es sich eben."

„Du wirst doch nicht bezweifeln, was unsere vier Augen sahen?"

„Ich antworte Dir abermals wie vorhin: In einer gewissen Art, ja!"

„Ich verstehe Dich nicht, Bruder Marquard."

„Du wirst mich schon verstehen, sind wir nur erst dahin gekommen, einen Endschluß zu ziehen."

„Sind wir noch nicht dabei?"

„O nein."

„Dann bitte ich Dich, fortzufahren.

„Das bewußte Behältniß wurde von dem Baron Falk und seinem Diener verborgen."

„Davon waren wir Zeugen."

„Der Akt geschah heimlich und in einer Weise, daß man mit Recht schließen kann, es handle sich um ein bereits begangenes oder zu begehendes Verbrechen."

„Dein Schluß ist ohnfehlbar."

„Nehmen wir den ersten Fall an."

„Nämlich, daß ein Verbrechen begangen wurde."

„Oder, mit anderen Worten, daß man die Reichs-Kleinodien in Ofen gestohlen hat . . ."

„O, o, Bruder Marquard, wie wäre dies möglich?"

„Du findest also einen Diebstahl unwahrscheinlich?"

„Bei einer so strengen Aufsicht und so sorgfältigen Ueberwachung, wie sie ohne Zweifel in Ofen von vertrauten und verläßlichen Männern geübt wird, kann

man einen Gegenstand von solchem Umfange unmöglich veruntreuen — und zu welchem Zwecke?"

„Ein Zweck ließe sich ohne Mühe finden."

„Und der wäre?"

„Fürst Franz Rakoczy, dem auch unser Vater anhing, starb wohl vor zwei Jahren in Rodosto in Bessarabien, er hinterließ jedoch einen einzigen Sohn, welcher den Namen Josef führt. Dieser besitzt nun in Ungarn ohne Zweifel einen, wenn auch nicht so bedeutenden Anhang, wie sein Vater; wenn nun Fürst Josef Rakoczy im Momente, wo der Türkenkrieg ausbricht, die ungarischen Reichskleinodien in die Hände bekäme und sich wie sein Vater gegen den Kaiser erhöbe, so wirst Du leicht begreifen, daß der Besitz der Thron-Insignien für ihn von unschätzbarem Werthe wäre."

„Ja wohl begreif' ich's jetzt, allein wozu hätte man in diesem Falle die Kiste nach Mauerbach gebracht? was hat der Baron Falk damit zu schaffen?"

„So denke auch ich, lieber Albin, und diese gerechten Bedenken, so wie die sorgfältige Ueberwachung der Reichskleinodien in Ofen, ferner der Umstand, daß ein so unerhörtes Verbrechen nicht verschwiegen

bleiben würde, endlich die Thatsache, daß die im Haltерthale verborgenen Thron-Insignien keineswegs jenes alterthümliche Gepräge und Ansehen haben, wie sie, den Angaben unseres Vaters nach, in der That besitzen, das, Alles zusammengenommen, veranlaßt mich zu dem Schlusse, daß noch kein Verbrechen begangen wurde."

„Das heißt?"

Daß die Reichskleinodien sich noch wohlbehalten in Ofen befinden." —

„Und jene in dem hohlen Baume?"

„Müssen, vorausgesetzt, daß meine Schlüsse richtig sind, unecht sein."

„O, o!" rief der Jüngling aus, von dem erlangten Resultate auf's Höchste überrascht.

In der Unterhaltung der Brüder trat jetzt eine minutenlange Pause ein, welche Albin dazu benutzte, sich in dem durch das Gespräch eröffneten neuen Ideenkreise zu orientiren, während Marquard ernst und ruhig dasaß, den Bruder nicht aus dem Auge ließ und den Moment abwartete, die Unterredung fortzusetzen.

Seine Miene verrieth, daß er mit seinen Combinationen noch nicht zu Ende war.

„Bist Du in der Verfassung, die Unterhaltung fortzuführen“, frug er hierauf den kleinen Blondkopf.

Das tiefblaue Auge des Jünglings erweiterte sich, seine geistige Spannung kennzeichnend.

„Du fragst, ob ich in der Verfassung bin?“ antwortete er, „von Dir allein hängt es ab, ob Du würdig erachtest, ein Kind weiter aufzuklären. Ach, Bruder Marquard, ich habe meine Unerfahrenheit und Unwissenheit noch nie so lebhaft gefühlt, wie heute. Und ich wollte kein Kind mehr sein? O, Baron Falk hatte Recht, mich einen Knirps zu schelten, ich bin noch weniger wie ein Knirps, ich bin ...“

„Ereifere Dich nicht“, fiel ihm der Andere lächelnd in's Wort, „wir werden diesen Gegenstand ein nächstes Mal erörtern ...“

„O, was bedarf es da noch einer Erörterung? Ich bin ein vierzehnjähriger Balg mit hohlen Schädelknochen, sonst nichts; nun hab' die Güte fortzufahren, ich lebe in dieser Stunde nur, um Dich anzuhören.“

Marquard begann wieder:

„Wir sind zu dem Resultate gelangt, daß die Thron-Insignien in der hohlen Buche im Halterthale u n e c h t seien, unecht nicht etwa in Betreff ihres

reellen Werthes, denn Gold und Edelsteine daran lassen nichts zu wünschen übrig, sondern unecht in moralischer Hinsicht, sie sind bloß Copien der wirklichen Thron-Insignien in Ofen, ob mehr oder weniger treu, könnte man erst entscheiden, wenn man sie mit dem Originale vergliche. Alles, was ich hier als gewiß und bestimmt annehme, setzt voraus, daß unsere früheren Schlüsse, auf deren Grund wir dies Kartenhaus aufgeführt, auch richtig sind."

„O, es ist kein Kartenhaus!" rief Albin wie begeistert, „Du wirst sehen, Marquard, es ist kein Kartenhaus! Doch erlaube mir einige Fragen. Die Thron-Insignien im Halterthale sind unecht, gut, ich zweifle nicht daran, sie müssen aber doch entstanden sein, auf welche Weise?"

„Sie wurden ohne Zweifel von einem geschickten Goldarbeiter verfertiget."

„Um dies zu können, mußte der Künstler die echten Insignien als Muster vor sich liegen haben."

„O nein, er bedurfte bloß einer treuen Farbenzeichnung sammt einer Beschreibung." —

„Ah, nun begreife ich, solcher Zeichnungen und Beschreibungen gibt es vermuthlich mehrere."

„Ohne Zweifel.“

„Die Arbeit muß aber gleichwohl eine schwierige und eine kostspielige gewesen sein.“

„Gewiß, und daraus folgt, daß die Zwecke, um deren Willen man sie unternahm, groß und wichtig sein müssen.“

„Hältst Du den Baron Falk für reich genug, solche Auslagen zu bestreiten?“

„Ganz und gar nicht und eben deshalb denke ich, daß er nur ein Werkzeug ist —“

„Welches im Auftrage eines Zweiten handelt; so muß es auch sein. Er hat die Gegenstände für einen Anderen anfertigen lassen, vermuthlich in Wien?“

„Du hast so eben in Deiner jugendlichen Leichtfertigkeit vielleicht die Wahrheit errathen.“

„Bah, warum soll denn ein blindes Huhn nicht auch ein Korn finden?“

„Vermuthlich lebt grade in Wien ein geschickter Meister, der zufällig die nöthige Zeichnung und Beschreibung besitzt und zu einem so gefährlichen Unternehmen die Hand bot.“

„Ja, gefährlich ist das Unternehmen, denn wer die Thron-Insignien eines Landes eigens anfertigen

läßt, kann nichts Geringeres im Schilde führen, als sich zum Könige jenes Landes zu machen."

„Dein Schluß ist richtig, daraus glaube ich auch jenen zu errathen, dessen Werkzeug der Baron Falk ist."

„Auch ich habe darüber meine Gedanken."

„Laß hören, lieber Albin."

„Du sagtest vorhin, daß wenn der Fürst Josef Rakoczy die ungarischen Reichskleinodien in die Hände bekäme, während er sich gegen den Kaiser erhöbe, so wären sie für ihn von unschätzbarem Werthe." —

„Ich entnehme dieser Anführung meiner Worte", unterbrach Marquard den Jüngling, „daß wir einerlei Meinung sind. Ich wüßte sonst keinen Menschen, für den die in Rede stehenden Copien einen so hohen Werth besitzen könnten, wie grade für ihn."

„Wo befindet sich der junge Fürst?"

„Bei dem Tode seines Vaters lebte er in Rodosto in Bessarabien, wo er jetzt ist, weiß ich nicht, jedenfalls in der Türkei."

„Welches mag nun der Grund sein, der den Baron veranlaßte, die Kiste im Halterthale zu verbergen?"

„Auch darüber habe ich bereits nachgedacht."

„Und das Resultat davon ist ...“

„Daß der Baron, Verrath befürchtend, das gefährliche Geheimniß lieber dem Walde anvertraute, wie seinem Hause.“

„Du glaubst also, daß er die Kiste vom Halterthale aus ihrem wirklichen Eigenthümer zusenden wird?“

„Wahrscheinlich. Doch gesteh' mir, lieber Albin, bist Du mit den Ergebnissen unserer Unterredung zufrieden?“

„Ich bewundere Dich und staune hinterher, wie wir dazu gelangten. Wir wissen, daß die Thron-Insignien in dem hohlen Baume bloß Copien sind, daß der Baron als Werkzeug eines Anderen sie vermuthlich in Wien anfertigen ließ, daß dieser Andere höchst wahrscheinlich der Fürst Josef Rakoczy ist, ferner —“

„Ferner“, fiel ihm Marquard in's Wort, „wissen wir, daß wir eigentlich gar nichts wissen, sondern bloß eine Menge Folgerungen aufgestellt haben, in der Voraussetzung, daß die Grundannahme eine richtige sei.“

„Scherze nur, es soll Dir nicht gelingen, meine

genommene Ansicht wegzuscherzen. Indessen sei dem, wie ihm wolle, Einen Nutzen schöpfte ich bereits aus der Unterredung."

„Welchen?"

„Meine Angst hat sich verloren. Da die Thron-Insignien im Halterthale unecht sind, so ist vorläufig noch kein Verbrechen begangen worden, wir sind daher, wenn wir schweigen, keine Mitschuldige, folglich nicht strafbar."

„Wenn aber unsere Annahme sich rechtfertigt, so wird ein Verbrechen beabsichtigt." —

„Das müssen wir verhindern!" rief der Jüngling rasch entschlossen.

„Ich bin neugierig", versetzte Marquard launig, „wie Du es anstellen wirst, den Fürsten Rakoczy von einem Aufstande zurückzuhalten?"

Albin stutzte, doch die scherzhafte Einsprache des Bruders brachte ihn nicht außer Fassung, sein Verstand kam ihm rasch zu Hilfe.

„Ich werde den Fürsten Rakoczy von einem Aufstande nicht zurückhalten", rief er lebhaft, „aber die Kiste soll nicht in seinen Besitz gelangen, er soll die für ihre Krone begeisterten Ungarn nicht täuschen,

das Volk soll vor einem falschen Diadem nicht niederknieen, das Gaukelspiel muß verhindert werden!"

Marquard umarmte den kleinen Blondkopf, küßte ihn entzückt und sagte:

„Bruder, Du hast jetzt gesprochen, wie ein Mann, von heute an sollst Du aus meinem Munde nicht mehr den Vorwurf hören, daß Du ein Kind bist."

Und launig setzte er hinzu: „In früheren Zeiten hat man Männer zu Rittern geschlagen, kniee nieder, ich werde Dich zum Manne schlagen."

„Ich danke für Deinen guten Willen", erwiderte der Jüngling, in den Scherz eingehend, „und erkläre mich einstweilen mit dem bloßen Worte zufrieden. Nun gilt es einen Entschluß fassen. Was beginnen wir, um unseren Vorsatz auszuführen?"

Kaum von der Fessel Angst befreit, entfaltete Albin's Unternehmungsgeist wieder seinen Schwung.

„Bevor wir an die Beantwortung dieser Frage gehen, wollen wir zwei Dinge festsetzen: Erstens, jeder Eigennutz bleibe uns fern, ein Entfremden jener werthvollen Gegenstände darf nicht stattfinden, und wir dürfen mit ihnen nicht mehr in Berührung kom-

men; zweitens muß jede Angeberei aus dem Spiele bleiben."

„Mit dem Letzteren bin ich vollkommen einverstanden", antwortete Albin, „doch was das Entfremden betrifft, so weiß ich nicht recht, was Du damit sagen willst? Wenn wir jene Gegenstände einfach zerstören und für ewige Zeiten vergraben, so kann doch von einem Eigennutze oder Entfremden keine Rede sein?"

„Du vergissest, daß wir mit der Kiste nicht mehr in Berührung kommen dürfen."

„Dann kann ich mir nicht vorstellen, wie wir zu unserem Ziele gelangen?"

„Ich glaube einen Weg ermitteln zu können, die Idee ist jedoch noch unklar, weil deren Ausbildung von den ferneren Unternehmungen des Barons Falk abhängt, wir werden uns daher auf den Weg nach Mauerbach aufmachen. Statt jedoch über Kirchbach zu gehen, wählen wir die Richtung durch den Passauer Wald."

„Ah, dort ist's ja, wo Du das Abenteuer bestandest?"

„Ich versprach der Marchesa, Dich ihr vorzustellen, und will meine Zusage erfüllen."

Albin willigte mit Freuden in den Vorschlag.

Das einsame Waldhaus und dessen Besitzerin hatte schon bei der Erzählung des Bruders seine Neugierde erregt und heute noch sollte dieses Gefühl Befriedigung finden.

Die Brüder verließen ihre Wohnung — im nächsten Kapitel treffen wir sie bei der Marchesa Vendetta.

Dreizehntes Kapitel.

Die Brüder Depaul und die Marchesa Vendetta. Ein Traum und ein Auftrag.

Ein heftiges Unwetter war heraufgezogen.

Der Sturm raste wie ein trunkener Vogt, der über sein Opfer herfällt, der Wald rauschte auf unter dessen Mißhandlung, Blitze durchfuhren die Luft, sich gleichsam überzeugend, ob der peitschende Orkan seine Pflicht übe, und der rollende Donner verkündete das fortdauernde Grollen des grimmigen Gebieters. Und

damit dieser Züchtigung auch die Thränen nicht fehlen, begannen Regentropfen herabzufallen, immer größer, immer dichter.

Wäre der Aberglaube den Brüdern Depaul nicht gänzlich fremd gewesen, sie hätten vielleich ein böses Vorzeichen darin erblickt, daß der erste Eintritt Albin's in das Waldhaus der Marchesa Vendetta während eines solchen Unwetters geschah.

Wir treffen heute die Dame zum dritten Male, doch uns dünkt es, als hätten wir sie eben erst verlassen; der Platz, wo sie sitzt, ist nicht gewechselt, wieder oder noch immer trägt sie das schwarze Kleid, den undurchdringlich schwarzen Schleier.

Das Gemach ist hell erleuchtet, denn schon ist der Abend angebrochen und das Wetter half ihm eifrig den letzten Lichtrest des Tages verscheuchen.

Marquard und Albin wurden ohne Zögern bei der Marchesa eingeführt.

Merkwürdiger Zufall!

In der nämlichen Sekunde, wo der Jüngling vor die Dame trat, erschütterte ein fürchterlicher Donnerschlag das alte Jagdhaus bis in seine Grundfesten, die Fenster klirrten und die Marchesa stieß

einen Schrei aus, einen Jubelschrei des Wahnsinns, wie wenn irgend ein Phantom des kranken Gehirns zum Lachen aufreizt.

Und noch ist der Schrei nicht verklungen, so springt die seltsame Frau auch schon vom Stuhl — man hätte meinen sollen, ein Schlange stürze sich bäumend auf ihr Opfer — und schließt den blonden Jüngling in ihre Arme, drückt ihn an ihr Herz — an welch' ein Herz! — und küßt ihn.

Trotz des dichten Schleiers fühlt Albin das fieberische Glühen der Lippen.

Und während die Frau den Jüngling an sich drückte, küßte, während ihre Arme ihn umklammerten und alle ihre Lebensgeister nur in einer einzigen Idee aufgingen, durchjubelte eine Stimme ihre Brust: „Jetzt umfange ich ihn, jetzt soll keine Macht der Welt mir ihn entreißen!“

Wer die Frau und ihre entsetzlichen Pläne kannte, wem ein Blick in die dumpfe Nacht ihres Herzens gegönnt war, der konnte recht wohl entziffern, was in ihrem Aufschrei, in ihrer Umarmung und in ihrem Kusse lag.

Seltsamer wunderbarer Weise fühlten die Brüder

von der Marchesa sich angezogen. So räthselhaft sind manchmal Herzen organisirt, daß sie, statt abgestoßen zu werden, sich hinneigen. Das Blendwerk der Seele wirkte auch auf die Sinne; der Aufschrei der Dame schien ihnen nur ein Ruf der Ueberraschung zu sein, aus der Umarmung und dem Kusse leuchtete ihnen nur Menschenfreundlichkeit hervor; sie wähnten, die Freude gelte irgend einer Erinnerung an vergangene Tage, welche durch den Anblick Albin's wach gerufen wurde.

Zum Theil läßt sich die angedeutete Täuschung wohl erklären.

Bei Marquard wirkte die Erinnerung an Editha; seine stets im Zunehmen begriffene Neigung verklärte nicht nur den Ort, wo er das süße Wesen kennen lernte, sondern auch Alles, was damit in Verbindung stand; Marquard erblickte daher die Marchesa in dem trügerischen, Alles verschönenden Lichte der Liebe.

Albin's sonst richtiges Gefühl war dagegen von der Abenteuerlichkeit des Ortes und der Person umnebelt; die Erzählung des Bruders hatte seine Phantasie aufgeregt, daher erschien ihm die Dame von einem romantischen Nimbus umflossen; des Jünglings körper-

licher und geistiger Blick verfingen sich in dem Gewebe des Schleiers, er war geblendet, seine Sinne befangen.

Fast eine Minute dauerte die Umarmung der Dame, der Donner draußen grollte fort, endlich ließ die Marchesa ihr Opfer los.

Wir sagen Opfer, weil dieses Wort die allein passende Bezeichnung gibt.

Um ihr auffallendes Benehmen zu erklären, oder vielmehr zu beschönigen, ergriff sie zuerst das Wort.

„Ich hätte“, sagte sie freundlich zu Marquard, „Ihren Bruder erkannt, auch wenn er ohne Sie gekommen wäre, er ist das vollkommenste Ebenbild seiner Mutter, meiner treuen Margaritha.“

Marquard konnte über die Glaubwürdigkeit dieser Aeußerung nicht richten, er entsann sich seiner Mutter nur schwach, ihm war es kaum mehr erinnerlich, daß das Haar seiner Mutter blond war, wie das Haar Albin's.

Und zu dem Jünglinge gewendet, sprach die Dame zärtlich und mit schmeichelnder Liebkosung: „Komm an meine Seite, mein Sohn, Du wirst müde sein, Du fürchtest doch eine unglückliche Frau nicht?“

„Ich fürchte keinen Mann, um so weniger eine Frau“, entgegnete Albin, am wenigsten fürcht' ich Jemanden, der unglücklich ist.

Mit diesen Worten nahm er an der Seite der Marchesa zutraulich Platz, Marquard ihnen gegenüber.

„Du bist also recht muthig, mein Sohn?“ fragte die Dame weiter.

„Bruder Marquard wird mir das Zeugniß geben, daß ich kein Feigling bin.“

„Du liebst wohl Deinen Bruder recht innig?“

„Wie man einen Bruder liebt, wenn man weder Vater, noch Mutter hat, und ihn zum einzigen Verwandten und Freunde besitzt.“

„Sie verzeihen wohl, Herr Marquard“, wendete sich die Marchesa an diesen, „daß ich Sie momentan, wegen Ihres jüngeren Bruders, vernachlässige, ich betrachte Sie wie einen älteren Bekannten, er ist ein neuer Gast in meinem Hause.“

Die Dame griff nach dem nahen Schellenzug und zog die Glocke.

Susanna trat ein.

„Die beiden Herren sind über Nacht meine Gäste!“

Die Zofe entfernte sich.

Ein neuer Zufall kam den Absichten der Dame zu Statten.

Sie hatte Albin „meinen Sohn" genannt, dann einen „neuen Gast", endlich einen „Herrn", diese Bezeichnungen, welche ihn, dem es widerstrebte, ein „Kind" zu heißen, plötzlich in die Kategorie eines „Mannes" versetzten, schmeichelten ihm ungewöhnlich und er begann für die Frau, welche bisher bloß sein Interesse erregt hatte, eingenommen zu werden.

Marquard versicherte der Dame, er fühle für den jüngeren Bruder eine so zärtliche Liebe, daß er nur ihm den Vorzug gönne, den ihm die gnädige Marchesa einräume.

„Der Anblick Ihres Bruders hat mich tief ergriffen, seine Aehnlichkeit mit Margaritha rief mir deren Bild lebhaft in's Gedächtniß und versetzte mich im Geiste wieder in vergangene Zeiten zurück, in Zeiten, wo auch ich jung und glücklich war."

Wie Jeder, der die Marchesa sprechen hörte, so hielten auch die Brüder sie für eine keineswegs bejahrte Dame, der Wohlklang einer sympatischen Stimme ließ sie viel jünger erscheinen, als sie wirklich war.

Und Albin mit ihrem Arme umschlingend, fuhr die Dame fort:

„Lebhaft, wie noch nie, fühle ich in diesem Augenblicke den Schmerz, kinderlos zu sein; was nützt mir mein Reichtthum, wenn kein theueres Wesen ihn mit mir theilt? Besäße ich einen Sohn, wie diesen da, ich wäre trotz allen Leiden, die ich erduldet, eine glückliche Frau. Doch, verfuhr auch das Geschick grausam mit mir, mein Herz hat sich nicht verhärtet. Mein Entschluß steht fest, ich will die treuen Dienste meiner Margaritha ihren Söhnen vergelten. Wir werden morgen darüber sprechen, Sie sollen mit mir zufrieden sein."

„Ach, gnädige Frau", sagte jetzt Albin, die Hand der Dame mit Küssen bedeckend, „wie gütig sind Sie!"

Er fühlte eine Art Begeisterung für eine Frau, die so unglücklich und dabei so gut war.

Die Marchesa küßte ihm die reine Stirn und erwiderte mit mütterlicher Weihe:

„Wenn von jetzt an nicht alle Annehmlichkeiten des Lebens Dir zu Theil werden, so soll es meine Schuld nicht sein."

Nach diesen Worten erhob sie sich und lud die

Brüder zum Abendmahle ein, welches im Gemache nebenan servirt war.

Die Dame, ohne selbst etwas zu sich zu nehmen, machte die Wirthin mit Anmuth und Grazie, sie entwickelte eine Innigkeit des Gefühls, welche sogar Marquard bezauberte, von Albin, der kindlicher, folglich argloser war, gar nicht zu sprechen.

Nach und nach begann die Stimmung wärmer, das Gespräch zutraulicher zu werden.

„Sie müssen sich bei mir daran gewöhnen", sagte die Dame unter Anderem, „mich bei jeder gemeinschaftlichen Tafel als müßige Zuschauerin zu sehen. Der Schleier hindert mich, Nahrung zu nehmen, und ihn in Gegenwart von Männern abzulegen, verbietet mir ein Gelöbniß.

„Ein Gelöbniß?" fragte Albin.

„Der Ton Deiner Stimme verräth mir das Gefühl, welches Dich zu dieser Frage bewog, Du möchtest die Gelegenheit kennen, welche mich zu dem Gelübde vermochte? Ich will Dir einstweilen einige Andeutungen davon geben. Ich war eine junge, reiche, angesehene Dame, als mich der lügnerische Verrath eines Mannes, an dem ich mit ganzer Seele hing,

in die Nacht des Kerkers warf. Des Kaisers Machtspruch verurtheilte mich, lebenslang hinter Festungswällen zu schmachten. Dort war es nun, wo ich gelobte, wenn mir noch einmal die Freiheit werden sollte, das Antlitz, an dessen Schöne der Verräther sich ergötzt, für mein ganzes Leben vor allen Männern zu verschleiern. Ich wurde frei und ich halte mein Gelöbniß."

Die Brüder schenkten dieser Angabe vollen Glauben; sie sahen in der Marchesa das Opfer irgend einer politischen Intrigue, eine Märtyrerin, was die Sympathien für sie noch mehr steigerte.

Als die Nacht vorgerückt war, hob die Dame des Hauses die Tafel auf; die Brüder erhielten zwei aneinanderstoßende Cabinette angewiesen und begaben sich, entzückt von der Liebenswürdigkeit der Herrin, zur Ruhe.

Und die Marchesa?

Hochaufgerichtet, mit einer majestätischen Haltung betrat sie ihr Schlafgemach.

Die Glühhitze und Aufregung ihres Blutes war ungeheuer — es jagte wie kochendes Oel durch die Adern.

Jetzt, wo sie die Maske ungescheut von sich werfen durfte, jetzt erst überließ sie sich wollüstig dem Toben ihrer Gefühle.

Sturm draußen — Sturm in ihrem Inneren.

Nacht draußen — Nacht in ihrem Herzen.

Kurz nach ihrem Eintritte warf sie sich auf ein Sopha, doch hier duldete es sie nicht, das Gewoge in ihrem Busen schien als bewegende Kraft den ganzen Körper aus der Ruhe zu zwingen, sie erhob sich und schritt auf und nieder.

Aber selbst während dieses Ganges konnte man an ihr eine zweite, wir möchten sagen, lokale Bewegung wahrnehmen, die Ueberfülle der erwähnten Kraft machte den Körper bald zucken, bald beben; die Strömung der Flut setzt das Mühlrad in Lauf, wenn die Gewalt dieser Strömung eine gewisse Gränze überschreitet, dann dreht das Rad sich nicht nur im Kreise, sondern es schwankt gleichzeitig bald nach rechts, bald nach links.

Die Mechanik der Gefühle ist dieselbe, wie die der starren Körper.

Und wie das Blut durch die Adern, jagten die Gedanken durch den Kopf. —

Gedanken — sie schlummern geheimnißvoll, Embryonen gleich im Gehirn — ein räthselhafter Impuls, ein elektrischer Funke, und sie sind wie der Blitz geboren und durchfahren wie der Blitz den Raum.

Welches aber waren während des Gefühlssturmes die Gedanken der räthselhaften Frau?

Wir wollen den stummen Monolog — denn wie hätte ein körperliches Sprachwerkzeug dem Ideenflug schnell genug zu folgen vermocht — aufzeichnen:

„Der erste Schritt ist gethan, der Zufall führte mir das Rachewerkzeug in die Arme, ich umklammere es, und keine Gewalt soll mich von ihm trennen, bis ich vollbracht, wonach meine Seele dürstet, woran jede Fiber meines Lebens hängt."

„Ich will dieses Kind mit tausend Fesseln an mich schmieden, ich will sein Herz gewinnen, seinen Sinnen schmeicheln, seine Leidenschaften wecken, seinen Fehlern liebkosen, es soll in mir die Beschützerin, die Freundin, die Mutter lieben, verehren, anbeten, und diese Liebe soll sein Herz ausfüllen, so ganz ausfüllen, daß nur noch für den Haß gegen den Vater Raum in ihm bleibt."

„Und wenn Albin mir gehört, wenn er nicht mehr von mir lassen, dagegen den Vater hassen wird, dann trete ich diesem entgegen, und die Stunde der Rache hat geschlagen."

„Wer vermöchte es zu läugnen, daß der Jüngling das verjüngte Ebenbild seines Vaters ist? und wenn ich mich nicht trüge, so ist er es nicht bloß körperlich, sondern auch geistig. Lebhaft, klug, leicht erregt, muthvoll, und wird er zum Manne, lüstern und treulos wie sein Vater."

„Zum Manne? Nein, nein!"

„Fluch, tausendfacher Fluch über das Haupt des Vaters, Verderben Jedem, der seinem Blute entsproß."

„Verderben dem Kinde vor den Augen des Vaters und dann Verderben auch diesem!"

Plötzlich hält die Frau in ihrem Gange ein, sie steht vor dem Betpulte, wo sie allabendlich um den Preis der gelungenen Rache Verdammniß über ihr Haupt herabbeschwor, sie läßt sich auf die Knie nieder, sie faltet ihre Hände — doch siehe da, heute fehlt ihr die Weihe selbst zu ihrem Gebete.

Sie erhebt sich wieder, reißt ihre Gewänder von sich und wirft sich auf's Lager.

O, der Schlaf, wie weit war er heute von ihr, er floh sie, verscheucht von dem düsteren Flügelschlag ihrer Seele.

Doch was die Natur ihr versagt, soll die Kunst ihr verschaffen; auf einem Tischchen an ihrem Lager steht ein Glas Wasser, in dieses läßt sie einige Tropfen Morphium aus einer Phiole fallen, und leert dann die Flüssigkeit.

Nach wenigen Minuten legt sich der Sturm — das Blut verkühlt, verzögert seinen Lauf — eine angenehme Betäubung beginnt die Sinne zu umfloren — die Geister des Lebens erlahmen, erschlaffen — das Gehirn stellt seine Thätigkeit ein, die psychische Aktion hört auf — Marchesa Vendetta schläft.

Dem herbeigezwungenen Schlafe folgte rasch auf dem Fuße der Traumgott:

Welche Gestalten, welche Bilder!

„Sie, die sich jetzt Marchesa Vendetta nennt, ist eine junge reizende Frau, zu ihren Füßen liegt, Liebe flehend, ein schöner Mann, sie neigt sich, zieht ihn zu sich heran und schwelgt unter den Wonnen seiner Küsse."

„Plötzlich blickt sie empor, eine zweite Dame schreitet heran, anmuthiger wie sie, jünger wie sie."

„Der Cavalier wendet sich der anderen zu, sinkt in ihre Arme und verspottet jene, die ihn eben umschlang.“

„Grimm und Zorn bemeistern sich der Verlassenen, sie ergreift die verhaßte Nebenbuhlerin am Arme, zerrt sie mit sich fort, zwingt ihr einen Degen in die Hand und fordert sie zum Zweikampfe heraus.“

„Der Kampf bleibt ohne Resultat, Zorn und Eifersucht lodern fort.“

Die Marchesa Vendetta macht eine heftige Bewegung auf dem Lager, doch sie erwacht nicht, sondern träumt fort:

„Vor ihr steht ein Mann, seine Rechte ist mit einem Dolche bewehrt, seine Linke hält eine Börse mit Goldstücken. Ein Bravo ist's, den sie gedungen, daß er mit Hilfe seiner Genossen den treulosen Cavalier ermorde, wie vor ihm zwei andere Liebhaber.“

„Die Scene wechselt, es ist finstere Nacht, die Marchesa sieht die drei Banditen den Cavalier auf offener Straße anfallen, er vertheidiget sich, tödtet einen von ihnen und jagt die anderen in die Flucht.“

„Nun erfüllt Angst ihre Seele, sie zittert vor der Strafe, die dem Verbrechen auf dem Fuße folgt.

Geräusch von Schritten dringt in ihr Ohr, Bewaffnete umringen sie, der Anführer verkündet ihr, daß sie auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät des Kaisers lebenslang zur Haft nach Kufstein verurtheilt sei. Der Cavalier, der treulos sie verließ, war ihr Ankläger, er steht in der Nähe und weidet sich nun an ihrem Schicksale."

„Sie hat ihn erblickt, hält ihm die krampfhaft geballte Rechte entgegen und spricht die Worte: „General, der Weg, welchen ich antrete, ist Ihr Werk; der Streich, den mein Haß geführt, ist fehlgegangen, wenn ich dazu komme noch Einen zu führen, werden Sie mir nicht entgehen."

Und die Marchesa Vendetta macht wieder eine heftige Bewegung auf dem Lager, aber sie erwacht auch davon nicht, sondern träumt weiter:

„Ein düsteres Gemach innerhalb einer Festungs-Bastion, vergitterte Fenster, eisenmontirte Thür! Jammer und glühende Racheschwüre bestürmen ihr Herz, sie ringt die Arme und sucht nach Freiheit — auf einmal erscheint eine junge Frau, die Gattin des neuen Kerkermeisters, und übergibt ihr eine Feile und eine

Strickleiter. — Die Marchesa mit hochpochender Brust durchsägt drei der Gitterstäbe, befestigt die Leiter, windet sich durch die Gitteröffnung und läßt sich, über einem Abgrunde schwebend, hinab. Alles Blut weicht gegen das Herz zurück, die Sehnen sind gespannt, der Odem pfeift aus der angstumschnürten Kehle, das Ende der Leiter ist erreicht, doch ein Raum von zwölf Schuhen trennt sie noch von der sicheren Erde, sie zagt, der Gedanke an ihre Rache flößt ihr Muth ein, sie öffnet die Hand und stürzt hinab."

Die schlafende Marchesa ächzt, stöhnt, wirft von einer Seite sich auf die andere, aber sie erwacht noch immer nicht, sie träumt weiter:

„Die Marchesa flieht, die Furcht, eingeholt und wieder in die Festung geschleppt zu werden, sowie ihr Racheplan beflügeln ihren Fuß, plötzlich hält sie an, ein Gedanke ist in ihr erwacht. Soll sie, die Flüchtige, die Rachedürstende, weder von jenen, die ihr gefährlich, noch von dem, den sie bedroht, erkannt werden, so muß sie den Namen ändern und ihr Antlitz unkennbar machen. Die Wuth nach Rache stählt den zitternden Arm, sie zaudert wohl, aber sie entschließt sich doch. Sie taucht ihr Tuch in eine ätzende

Flüssigkeit, drückt zwei hohle Nußschaalen als schützendes Gehäuse über die Augen und preßt an den übrigen Theil des Antlitzes das nasse Tuch. Die Haut zischt auf wie glühendes Eisen in's Wasser getaucht. — — —

Die Schlafende schreit auf vor Schmerz, fährt empor — jetzt erst erwacht sie.

Die Erinnerung an ihre selbstzerstörte Schönheit wirkte selbst im Traume so schreckhaft auf sie, daß sie sogar den festesten Schlaf, den Schlaf durch ein Narkotikum unterbrach.

Die Marchesa ist erwacht, sie staunt über den Traum, der an ihr die ganze Vergangenheit treu wie in einem Zauberspiegel vorübergeführt.

. . . .

Wer aber war diese Frau, die sich jetzt Marchesa Vendetta nennt?

Wer ist der Cavalier, den ihre entsetzlichen Pläne bedrohen?

Die Frau nannte sich vor ihrer Verstümmelung **Siona Gräfin von Olonne.**

Der Cavalier war der frühere kaiserliche General

Alexander Graf von Bonneval, jetzt **Osman Bascha,** der Renegat.

. . . .

. . . .

. . . .

In derselben Nacht untersuchte der Rekrut Hans Bergmann von Hohen-Ems-Kürassier den Briefversteck in der Nähe der Klause im Halterthale, um sich zu überzeugen, ob Walter das hineingelegte Schreiben bereits abgeholt habe?

Wie wir wissen, war dies in der That geschehen — doch lag bereits ein zweiter Brief darin, welchen Bergmann mitnahm und dessen Inhalt, wie folgt, lautete:

Mein lieber Herr Sohn,
Graf de la Tour! *)

„Ohne die Rückkehr Walter's mit Deiner Antwort abzuwarten, sende ich Dir diese Zeilen durch einen expressen Vertrauten."

*) Graf de la Tour war nur einer der natürlichen Söhne des Grafen von Bonneval. Wie der Vater gehörte auch er zu den unversöhnlichsten Feinden Oesterreichs. Ein zweiter natür-

„Ich trug Dir in meinem letzten Briefe auf, Dich nach einer gewissen Familie Depaul zu erkundigen. Heute erfuhr ich nun zufällig von einem nach der Abreise des österreichischen Botschafters Talman zu uns übergetretenen Kanzellisten, daß der alte Depaul, schon vor Jahren des Einverständnisses mit Rakoczy überwiesen, durch den Henker endete, und daß sein Weib bald darauf aus Gram darüber starb."

„Es hinterblieben zwei Kinder, Marquard und Albin, der Letztere muß jetzt genau vierzehn Jahre alt sein."

„Ich trage Dir auf und verpflichte Dich, den Jüngling aufzusuchen und ihn durch alle Mittel, die Dir zu Gebote stehen, zu bewegen, daß er Dir hieher folge."

---

licher Sohn Bonneval's, der Renegat Suleiman, wurde dessen Nachfolger als Kommandant der Bombardiere u. s. w. (Siehe den Bericht des österreichischen Botschafters Penkler vom Juni 1746). Ich habe in meinem Romane: „Der Graf von Bonneval" der natürlichen Söhne des Grafen absichtlich nicht erwähnt, um Niemandes Aufmerksamkeit auf diese interessanten Persönlichkeiten zu lenken.

Breier.

„Scheue weder Kosten, verschmäh' keine List, scheu' selbst keine Gewalt, um diesen meinen Wunsch zu erfüllen."

„Sobald Du Albin's sicher bist, tritt mit ihm die Reise hieher an, je eher Du zu Stande kommst, desto angenehmer wird es mir sein. Selbst wenn Deine anderweitigen Missionen gelöst sein sollten, genügt diese Angelegenheit, Dich bis zu ihrer Lösung in Wien zurückzuhalten."

„Wie in Allem, vertrau' ich auch hierin Deinem Scharfsinne, Deiner Thätigkeit und Deiner Liebe zu mir."

„Ich verbleibe Dein

treuer Vater

Osman Bascha. (A. G. v. B.)

. . . .

Zur Zeit, als wir den jüngsten Besuch des Grafen von Dolabella bei der Marchesa Vendetta erzählten, schlossen wir das Kapitel mit der Bemerkung, daß gar bald Tiger und Schlange sich feindlich gegenüberstehen würden.

Der Leser kennt nun die Ursache des Conflictes.

Was er in dieser Richtung unserer Erzählung zu erwarten hat, ist vorerst der Kampf um ein Kind.

Ende des ersten Theils.

Druck von C. Guthschmidt & Comp. in Berlin, Lindenstraße 81.

Inhalt.

Neuntes Kapitel. Seite

Zehntes Kapitel.

Eilftes Kapitel.

Zwölftes Kapitel.

Dreizehntes Kapitel.
